



Stahlstech. v. Carl Meyerh Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Feldmarschall Derfflinger.

Vorlag von Stephan Geibel in Altenburg.

H/S 456150

INTERNATIONAL
JUGEND
BIBLIOTHEK München

d
u
fr
fo
Q
©
n
fo
w
er
a
fi
n
fo
S
d
ti
S
fo

(1
f

I.

Es trifft gar häufig zu, meine lieben jungen Leser, daß ihr die großen Männer und Helden der Griechen und Römer und ihre Heldenthaten kennt, aber wenn man fragte nach den Helden und großen Männern unseres deutschen Volkes, so stünd's damit vielleicht nicht zum besten. Das ist unrecht; ja noch mehr, es ist eine Schmach und Schande für uns Deutsche, daß wir überall zu Hause sind, nur nicht daheim. Darum möchte ich euch einmal die Geschichte eines deutschen Helden erzählen, dessen Namen ihr wohl einmal begegnet sein müßet, und ich hoffe, damit euern Wünschen zu entsprechen. Die Lebensgeschichte eines ausgezeichneten Mannes ist immer sehr lehrreich. Man könnte sagen: sie ist ein aufgeschlagenes Buch, darinnen man die wunderbaren Wege erkennt, die Gott den Menschen gehen läßt, und die Führungen seiner Weisheit und Liebe. Das ist auch so recht der Fall mit dem Leben des Mannes, das ich euch hier erzählen will, der gar eigentümliche Lebensschicksale hatte und darin mit frommem Herzen die leitende Vaterhand Gottes dankend und preisend erkannte.

Am 10. März im Jahre 1606 wurde Derfflinger (man schreibt seinen Namen wohl auch Dörfling, aber er selber hat ihn nie anders als Derfflinger geschrieben, und

ich denke, er wußte es doch am besten!) zu Neuhofen in Osterreich ob der Enß geboren. In der Taufe wurde ihm der Name Georg beigelegt, oder genauer Hans Georg. —

An der Wiege hat niemand singen können, was der liebe Gott aus ihm machen wollte; am wenigsten aber hätte jemand geglaubt, daß aus dem schwächlichen Büblein ein Kriegsheld und Feldmarschall würde, denn er war gar klein und zart. Wohlleben und Überfluß, Glanz und Ehre haben seine Wiege nicht umgeben, denn sie stand in einer armen Bauernstube; der Vater ernährte sich kümmerlich von seiner Hände Arbeit und jenes bedeutsame Wort, das der Mensch als Mitgabe aus dem durch eigene Schuld verlorenen Paradiese empfing: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, ist auch an dem alten Derfflinger wahr geworden.

Gar vieles aus Derfflingers frühesten Kindertagen ist dunkel geblieben, und kein Mensch kann davon sagen, kein Buch erzählt es uns. Aber das wissen wir doch genau, daß seine frommen Eltern glaubenstreue Befenner des Evangeliums waren, die ihren Sohn in ihres Glaubens heiliger Wahrheit und in der Furcht Gottes erzogen, und daß die fromme Glaubensmitgabe des Vaterhauses den Sohn begleitet hat durch alle Wechselfälle seines vielbewegten Kriegslebens bis an das Grab, und das ist mehr und köstlicher, als großer Reichtum oder Glanz einer vornehmen Herkunft. Er hat schon selber dafür gesorgt, daß sein Name groß wurde und einen hellen Klang erhielt, und der, der zu allem Ja und Amen sagen muß, wenn es geraten soll, hat seinen Segen dazu gegeben, und dazu trug jene heilige Mitgabe des Vaterhauses, die er treu bewahrte, das meiste bei. Es ist ein ewig wahres Sprüchlein: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“

Die Jugendzeit Derfflingers war eine schlimme Zeit für die Evangelischen in Oesterreich. Sie wurden bedrückt und verfolgt; es ging ihnen wie den evangelischen Salzburgern, sie mußten auswandern und sich ein Plätzchen suchen, wo sie friedlich leben und sterben konnten. Derfflingers Vater zog nach Böhmen. In Oesterreich ob der Ens verließ er nicht viel, und in Böhmen fand er nicht viel. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, so klang's hier wie dort. Dem kleinen Georg mochte es auch in der böhmischen Luft nicht gelingen, recht in die Länge und Breite zu wachsen; darum dachte sein Vater: ein leicht Handwerk wird das beste für den kleinen Knirps sein. Ein Handwerk hat immer für den, der es in der Furcht Gottes mit Treue und Fleiß treibt, einen goldenen Boden. Wenn es aber hieß: ein leicht Handwerk, so ist die Wahl schnell getroffen, denn keins ist leichter, als das des Schneiders; nicht etwa darum, weil es so gar leicht zu erlernen wäre, sondern weil es keine große Leibesanstrengung erfordert und in ruhigem Sitzen mag abgethan werden. Zudem pflegt man die sadendünnen Kerlchen dazu zu nehmen, die sich einem starken Sturme nicht ohne Gefahr aussetzen dürfen. So ist's etwa um 1618 gewesen und ist auch heute noch so. Ein Schneider und dürr und dünn und fein, das paßt und klappt zusammen. Nun, das Handwerk ist so übel nicht, nährt seinen Mann und Frau und Kind dazu; denn alle Welt hat's nötig seit Adams Zeiten, und die Buben sorgen schon mit Springen, Klettern und dergleichen dafür, daß die Schneider nicht brotlos werden. Aber geärgert habe ich mich doch, daß gerade diese Junft immer gehänselt wird, daß in alten und neuen Zeiten es nicht gefehlt hat, zumal in deutschen Landen, an Spottliedern,

von dem alten: „Und als die Schneider zusammenkamen u. s. w.“ bis in die jüngste Zeit, und an Spottreden, die allemal mit dem „Geisbock“ anfangen und mit dem „Ziegenbock“ endigen. Warum dieses bärtige Tier in der Schneider Wappen ist, weiß doch eigentlich kein Mensch und die Märlein von der lustigen Ulmer Geschichte an bis zu der von Oggersheim sind alle erdichtet und es waren Erzschelme, die sie erfannen. Kurzum, Georg Derfflinger wurde ein Schneider, mußte auf dem Tische mit den runden Löchern sitzen, deren mittelstes „die Hölle“ heißt, da hinein Meister Bockelbart die Tuchlappen reisen läßt, die übrig bleiben oder auch nicht; mußte Nadel, Schere und Bügeleisen führen lernen, bis das Jammerthal des Lehrlingenstandes durchwandert war, und er die sonnige Höhe des Gesellentums erklimmen hatte, wo er in lustigen Sprüngen sich ergehen und erlustigen konnte, wie das edle Wappentier der lobsamten Zunft bei guter Laune zu thun pflegt, nämlich der bärtige Geisbock und seinesgleichen. Er war Geselle und vor ihm lag die Welt weit offen und frei, und das edle Fechten verbitterten damals weder Bettelbögte, noch griesgrämliche Polizeidiener und herumschnuppernde Gensdarmen. Es war die echte freie Kunst, darinnen einer viel leichter Magister oder Meister wurde, als in Leipzig in den sieben andern, und zahlte noch nicht einmal Lehrgeld. Wie dem sei, die Zunft hatte Ursache, auf diesen Zunftgenossen stolz zu sein, und wenn er auch nicht in ihr und durch sie Feldmarschall wurde, so gehörte er doch irgend einmal zu ihr. Er ist freilich schon bei Zeiten aus der Zunft herausgewachsen, und wer weiß, ob ihn sein Vater hätte unter das Panier des Geisbocks gestellt, wenn er hätte ahnen können, daß der Georg sich so auseinander nähete. Es war nämlich

mit dem Knaben so gegangen, wie mit hundert anderen, denen auf einmal, wie man zu sagen pflegt, der Knoten reißt, und die sich auseinander thun, wie Semmeln im Wasser. Der wurde groß und schnack wie eine Kerze und bekam eine breite Brust und Schultern, die etwas Schwereeres führen konnten, als ein siebenpfündig Bügeleisen, wie es der Schneider zu führen pflegt. Wenn ihn mancher ansah, der sich auf die Art und Weise verstand, wie die Leute zur Sache passen, der mochte denken: schade, daß so ein prächtiger Bursche ein Schneider wurde! Es ist ein Fehlgriff gewesen. Die Zeit blieb aber nicht lange aus, wo er wieder gut gemacht wurde. Wir werden's bald sehen, wie er selber das Seine dazu gethan hat.

Als Georg Derfflinger als Geselle nach Zunftgebrauch losgesprochen war, hat er sein Bündlein geschnallt, darin das Handwerkszeug war, das damals jeder Geselle mit sich führen mußte, hat der guten Lehren viele bekommen von Vater und Mutter, dazu den Segen, der den Kindern Häuser baut, und ein liebewarmes „behüt' dich Gott“, und dann hat er getrost zum Wanderstab gegriffen und ist hinausgeschritten in die Welt, über welcher der Himmel überall blau ist, und darinnen Gottes Treue reicht, so weit eben der Himmel blau ist und so weit die Wolken gehen. Mocht ihm auch das Scheiden von den Herzen so treuer, guter Eltern schwer sein, er hoffte sie mit Gottes Hilfe wiederzusehen, und die Freude eines frischen, unverdorbenen Jünglingsherzens, die Welt einmal zu sehen, von der die Gesellen in den Löchern auf des Meisters Tisch so viel Schönes und Wunderbares erzählt, half bald über dies Weh und Ach hinaus. Klängen auch im Beutelschen keine Thaler, so trug er doch in seiner Seele ein Kleinod von echtem, geläutertem Golde, nämlich

den frommen Glauben und die unbestechliche Redlichkeit; aber auch im Ränzel eins, nämlich Arndts: „wahres Christentum“, das teure, köstliche Buch samt dem „Paradiesgärtlein“, das ihm die treue Mutter hineingelegt, und das ihm in guten und bösen Stunden seines Lebens, wie er das oft rühmte, ein rechter Trost und Segen war. Geld brauchte er nicht, da das „Fechten“, das Vorrecht der Handwerksburschen, ihn der Nahrungsvorgen überhob, und die schöne Sitte des Herbergens damals noch überall von jedem geübt wurde, besonders gegen wandernde Gesellen. Ob aber das edle Schneiderhandwerk Derfflinger sehr ans Herz gewachsen war? Das ist eine Frage! Ich möchte sie verneinen. Ich glaub', er hat's gelernt als ein guter, gehorsamer Sohn, der den Vater nicht betrüben wollte, welcher es so gut mit ihm meinte. Es ist mancherlei, was dafür spricht. Erstlich ist es nicht wohl mit der entschiedenen, kräftigen Natur zu reimen, die sich in dem jungen Schneidergesellen kundgab, sobald er einmal auf seinen eigenen Beinen stand. Und zum andern will mir's nicht recht passen, daß der stämmige, starke, große, junge Mann an dem Hantieren mit dem dünnen Zwirnsfädelein, wie auch an dem ewigen Sitzen sollte seine Freude gehabt haben. Ob ihm endlich das Friedenspanier des Vockbarts sonderlich gefallen, wird zweifelhaft, wenn man bedenkt, wie leicht er das alles und ohne viel Kopfbrechens und Neue in die Elbe geworfen hat, daß es nicht wieder an das liebe Tageslicht kam. Doch, ich sehe da, daß ich dem Gange der Geschichte vorgreife! Die Richtung, welche Georg Derfflinger einschlug, war zunächst nach Sachsen; allein er dachte nicht da zu bleiben, sondern wollte nach Berlin wandern, wo so manche schon Aufnahme gefunden, die um ihres Glaubens willen aus dem

Vaterlande und aus des Vaters Hause hinausgewandert waren, weil der Glaubensdruck daheim nicht mehr zu ertragen war. Denn in den österreichischen Landen war's wahrlich damals arg genug, um sich nach einem Plätzchen umzusehen, wo man frei seines Glaubens leben könne. In der großen Stadt Berlin gedachte er auch Arbeit zu finden.

Mit solchen Plänen und Ausichten ist er denn in das Sachsenland hinabgestiegen. Ob er dort keine Unterkunft fand oder keine wollte, läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, denn hier fehlen wieder alle sicheren Nachrichten von ihm und über ihn. So ist er denn eines schönen Tages an die Elbe gekommen, um sich von dem Fährmann hinübereudern zu lassen; aber da ist ihm etwas passiert, was ihn kopfscheu machte. Er hatte nämlich kein Geld. Das ist wohl schon manchem ehrlichen Gesellen am Rheine, an der Donau und anderen Gewässern begegnet, und ist doch hinüber gekommen, nämlich so, daß er wartete, bis Leute kamen, die bezahlen konnten, und daß er dann dem Fährmann rudern half und das Fährgeld sich verdiente. So ist's eben besonders am Rheine, und bleibt keiner unübergesetzt. Der Fährmann aber meinte: das Hinüberschwimmen sei frei, wie für die muntern Fischlein, so für die Menschen, nicht aber das Fahren in seinem Rahne. Im Grunde genommen hatte der Ferge so unrecht nicht, denn das Schwimmen ist auch eine freie Kunst, und in seiner Fährre mußte er die Leute hinübereudern und sich plagen; auch war es sein Erwerb, sein Handwerk; aber das war ein Unrecht, daß er nicht ein Einsehen hatte und bei einem Handwerksburschen, der arm war wie eine Kirchenmaus, nicht ein Auge zuthat. In der Regel hat doch die Armut auf

allen ehrlichen und rechten Wegen einen Freipaß und die Kutscher, die auch nicht zu den Höflichsten im Lande gerechnet werden, geben den Handwerksburschen manchmal einen Freisitz. Nun haben die Fergen und Schiffer einen alten, nicht gerade löblichen Ruf, der sich kurz so ausdrücken läßt: „auf ihrer hundert kommen allemal neun- undneunzig und ein Flegel“. Allerdings giebt's noch andere Berufe, sogar Aemter, da man auch meinen könnte, sie hätten einen Freibrief oder gar die Amtsinstruktion — grob zu sein; aber ich will mich hüten zu sagen, wen ich meine! Kurzum, der Ferge sah dem Vogel an den Federn an, daß er kein Geld hatte und wies ihn ab. Ohne Geld keine Überfahrt! sagte sich wohl Derfflinger.

Da stand denn das arme Schneiderlein und wußte keinen Rat. Die Wanderschaft macht sich, möchte er denken, und wenn's so fortgeht, werde ich bei Zeiten wieder nach Böhmen zurückkehren, von wo ich ausging! Vielleicht dachte er auch, der Ferge würde sein Herz erweichen und setzte sich trübseligen Herzens und Angesichts auf einen Stein ans Ufer. Warten hilft manchmal. Er saß nicht lange da, so kamen etliche Dragoner mit ihrem blanken Wehr, prächtigen Pferden und bunten Kleidern und wollten hinüber. Da war der Ferge auf einmal gar höflich, setzte sie über für so viel, als Derfflinger auch geben konnte, nämlich nichts. Diesen empfahl er die wohlfeile Überfahrt der Fische nicht, wie er es ihm so lieblich gethan. Die Dragoner hatten ihm so gut gefallen wie die freie Fahrt. Wärst du auch so ein Dragoner, dachte er, die ihren Freibrief so blank an der Seite hängen haben! Nun wußte er recht gut, daß das Dragonerwerden so schwer nicht war, und man bekam, wenn man nur dazu paßte, noch Geld dazu, nämlich Handgeld.

Da hat er in seiner Seele einen geheimen Kriegsrat gehalten; die Sache war schnell beraten und der Beschluß wurde einstimmig gefaßt; kommen die Kriegsleute überall frei durch, so sind sie die Herren der Welt und der Säbel an ihrer Linken ist der allgemeine Zahl- und Proviantmeister, ja sie kriegen noch Geld dazu! „Was hindert dich, der du hier vergeblich bittest, ein Dragoner zu werden und den Weisbock, das heißt, den Schneider, in die Elbe zu werfen, die ihn ohnehin nicht auf ihrem Rücken tragen wollte? Für einen Schneider bist du doch zu groß und zu stark und kannst auch das Gehänseltwerden nicht gut vertragen. Und was für Ausichten hast du? Aus einem Gesellen ein Meister zu werden. Damit Punktum! Dort aber kannst du Rittmeister, Hauptmann, Oberst, ja General werden, wenn's gut geht, sogar Feldmarschall.“ Da ward's dem Schneider warm ums Herz. Er warf blitzschnell das Bündel mit Garn, Nadeln, Schere und Bügeleisen in die Elbe und — die Brücke war hinter ihm abgebrochen, dem Weisbock hatte er Valet gegeben, weil der ihn gestoßen. Der Dragoner konnten nur wenige auf einmal übergesetzt werden, daher kam es denn, daß noch ein ordentlicher Trupp diesseits hielt, samt dem Offizier. Zu diesem trat Georg Derfflinger heran und sagte: „Herr Hauptmann oder Rittmeister, könnt Ihr noch einen Dragoner brauchen? Seht mich einmal an, ob ich dazu tauge? Ich möcht's gerne werden!“ — Der Rittmeister maß den Burschen mit den Augen. Der war gewachsen wie eine Tamme, sah klar und fest in seine Augen hinein, war ein hübscher Bursche und hatte echte Kürassierschultern und Schenkel, war also auch zu einem Dragoner nicht uneben. Er konnte ihn freilich wohl brauchen. Denn das Fähnlein war eben ausgewiesen, um auf den Landstraßen und

sonstwo kriegslustiges Volk zu angeln zum Reiterdienst, da sie in Böhmen Leute brauchten, um gegen die Kaiserlichen zu Felde zu ziehen. Da kam der Georg Derfflinger wie gerufen vor den Rittmeister. Sie waren bald einig, und weil sie Saumpferde hatten, saß Georg blitzschnell im Sattel und das Handgeld machte ihn reicher, als er je gewesen. Er und der Ferge warfen einander keine Liebesblicke zu und der mochte denken: wenn der mal wieder kommt, kann mein Rücken etwas von der blanken Klinge lernen! Aber so dachte der wackere Derfflinger nicht, auch wenn er noch einmal sollte an diese Stelle gekommen sein, was ich nicht weiß, aber doch wohl glaube, wie es sich bald zeigen wird.

Nun war eine große Veränderung mit Derfflinger vorgegangen; er ritt, statt zu laufen; das Fechten trieb er nun anders. Ob damals schon die Lebensart: „Erlauben Sie, ein armer Handwerksbursch!“ beim Fechten im Brauche war, bezweifle ich mit Grund; allein etwas war's denn doch. Das lag mit den Nadeln in der Elbe und nun kam das Fechten mit dem Säbel dran. Es ist eine ganz andere Art des Geschäfts und wird, wenn's ausgeübt wird, kein „Erlauben Sie“ vorgeführt, sondern frisch darauf geklopft. Dazu sollte ihm denn auch bald Gelegenheit werden. Genau wissen wir's nicht, wo er zum erstenmal die Kugeln ihr Liedlein pfeifen hörte und diese neue „Fechten“ praktizierte; ohne allen Zweifel war's in Böhmen; denn dort loderten die Kriegsfadeln und erloschen dreißig Jahre nicht, daher der Krieg der dreißigjährige heißt. Das arme Deutschland diesseits des Rheins und jenseits desselben weiß davon zu reden, und war eine Wüstenei geworden nach diesen dreißig Unglücksjahren. Nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag gab

zwar der „Winterkönig“, wie sie den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der die Königskrone von Böhmen angenommen hatte, spottweise nannten, Krone und Land auf, weil er's nicht mehr behalten konnte; allein deswegen war doch die Sache nicht zu Ende, denn die Kaiserlichen stritten eigentlich zumeist gegen die evangelische Wahrheit und ihre Anhänger, und da galt's, für das heilige Recht des Glaubens zu kämpfen mit dem Rechte ehrlicher Verteidigung.

Georg Derfflinger war an der Elbe unter die Dragoner des Grafen Thun gekommen und die standen auch auf der Seite der Befenner des Evangeliums. Da gab's denn der Kämpfe viele und blutige bis zu der Stunde, wo bei Glatz in Schlesien die Dragoner einen Denkfettel davontrugen, der die Folge hatte, daß sie weichen mußten. Sie zogen sich nach Sachsen, wo nun wohl Derfflinger nicht mehr riskierte, bei der Fährstelle abgewiesen zu werden und übersetzen konnte, so oft er Lust hatte oder mußte. Ob ihm das Freude machte, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß es ein anderes Bewußtsein that, das nämlich, den rechten, ihm passenden Beruf gefunden zu haben. So viel ist gewiß, Schneider wollte er nicht mehr werden und zum Reiten schien er gerade bestimmt und geschaffen zu sein. Aus dieser Zeit muß ich eine Geschichte erzählen, die der alte Derfflinger in späteren Lebenstagen gar gerne mit vieler Lust seinen Freunden erzählte, wenn er gemüthlich mit ihnen zusammensaß. In seiner Seele lebte wie im Herzen eines jeden frischen, strebsamen Menschen das Verlangen, es weiter zu bringen als zum gemeinen Dragoner. Schlafhauben und Dfenhofer denken an so etwas freilich nicht. Das mag ihm manchmal im Kopfe herumgegangen sein und den Schlaf vertrieben haben.

Einst lag er, es war wohl in Schlessien, in seinen Reitermantel eingeschlagen auf dem Stroh in seinem Zelte, sein Nebenkamerad schlief fest und schnarchte wie eine Sägemühle. Derfflinger konnte den Schlaf nicht finden und warf sich von der rechten auf die linke und von der linken auf die rechte Seite. Dabei mochte er mehrmals den Kameraden ordentlich angestoßen haben, der davon wach wurde und nicht dafür zu danken Lust hatte. „Schlaf doch!“ rief er ärgerlich, „und wenn du's nicht kannst, störe andere nicht, die's können! Was wirfst du dich denn so herum wie ein Narr?“ — „Ei,“ sagte Derfflinger in bester Laune, „der Gedanke quält mich, wie ich meinen Sack anhängen soll, um General zu werden! Das läßt mich nicht einschlafen.“ „Ja,“ rief der Kamerad, „ein Lumpenhund wirst du gewiß, aber bei meiner Treue kein General! Schlaf und halte Ruhe! Ich will schlafen!“ Damit legte sich der Prophet herum und schnarchte bald wieder, wie zuvor. Das Wort fuhr dem Derfflinger in die Seele hinein, wie ein Dolch oder wie eine Kugel, die zerplatzt. „Soll der denn recht haben?“ sagte er zu sich, und lag aus Schonung gegen den müden Kameraden ruhig und schlief endlich unter Grübeln und Nachsinnen ein. Was er geträumt, hat er nicht gesagt. Wir wissen's schon, daß der Prophet zu Schanden wurde, allein mit dem Generalwerden war's damals doch auch eine ganz andere Sache, wie heute. In eine Schule ist wohl Derfflinger niemals gekommen, weil es eben keine gab. Was er aus dem Fache des Lesens, Rechnens und Schreibens wußte, war schwerlich weit her und wer's ihn gelehrt, war wohl kein anderer, als sein Vater. Wäre Derfflinger ein fauler Tagedieb gewesen, der als Soldat herumlungerte von einer Wirtsbank auf die andere, so

wäre das Wenige flöten gegangen, wie man am Rheine sagt; aber das war er nicht. Das Lesen übte er alle Tage, indem er morgens und abends in „Arndts wahrem Christentum“ las, nicht freilich um sich im Lesen zu üben, sondern um sich zu erbauen; und das Rechnen und Schreiben übte er, so oft ein Kasten tag kam oder sonst eine freie Stunde blieb. Er war ein offener Kopf. So kam es, daß er sich tüchtig hineinarbeitete. Wenigstens zeigen die Urkunden, die seinen Namen tragen, eine deutliche und schöne Handschrift, daß man erstaunt, zumal wenn man die Erziehung und die Schicksale Derfflingers in Erwägung zieht.

Es stand in jener Zeit überhaupt um das Wissen und Erkennen schlecht, und ihr, meine lieben jungen Leser, mögt es Gott danken, daß ihr in guten Schulen von tüchtigen Lehrern unterrichtet werdet. Ihr lernt in einem Jahre mehr, als damals einer in seiner ganzen Jugend. Darin liegt nun aber auch die Mahnung, die Gelegenheit zu benutzen mit Eifer, Fleiß und Treue! Der Derfflinger hatte, was man einen offenen Kopf nennt, und er wurde nicht bloß ein wilder „Hau'um“, sondern auch ein recht wackerer „Schau'um“. Er saß mit eben so viel Ehre im Rate seines Landesherrn in späterer Zeit, als er im Kampfe das Schwert geführt und in den Schlachten den Ausschlag gegeben hat. Es zeigt gewiß von einer großen geistigen Kraft, daß Derfflinger auf ein so schwaches und dürftiges Fundament einen so gewaltigen Bau der Einsicht, des Ruhms und der Ehre aufbaute. Freilich alles mit Gottes Beistand, Segen und Gnade; denn ohne diese wäre er wohl nach seines prophetischen Kameraden Verheißung ein Lumpenhund, aber nichts weiter geworden. Das steht fest. Merk's!

In jenen Zeiten, da Derfflinger lebte und sich empör-

rang aus niedrigen Verhältnissen, war es anders, als es heutzutage ist. Heute folgt jeder Deutsche der Fahne seines Kaisers, und es kommt selten vor, daß einer in auswärtige Kriegsdienste tritt. Damals, du lieber Himmel, ging's in Deutschland her, wie es Gott nicht gefallen konnte. Schon früher und auch noch ziemlich lange nachher liefen die Soldaten oder die es werden wollten, den Werbem zu, die im Lande umherzogen und besonders in den freien Reichsstädten ihre Werbestation hatten. Das verwerfende und beschimpfende Wort: „er hat allen Potentaten gedient“, hat seine wahre Bedeutung; denn man lief zu der Fahne und von der Fahne, und das Desertieren that gar nichts, wenn man sich hütete, dem wieder in die Finger zu geraten, dem man durchgebrannt war; sonst freilich hieß es: Spiekrutenlaufen! und das war eine greuliche Marter. Der nämlich, welcher zu dieser Strafe verurteilt wurde, mußte, indem das Regiment eine Gasse bildete, nackt durch dieselbe laufen, und jeder Soldat hieb mit einer Rute aus Leibeskraften auf ihn. Lief er einmal, so konnte er mit dem Leben davon kommen; aber zweimal selten und dreimal nie, ohne zu sterben. Es war, wie gesagt, gar nichts Seltenes, daß einer in diesem Jahre bei der Fahne stritt, die er nächstes Jahr von der feindlichen Seite bekämpfen half. Je mehr ein Feldherr Geld hatte, desto mehr Soldaten bekam er, und des Soldaten Hauptwerk war außer dem Kämpfen in der Schlacht — das Rauben und Plündern. So machten es die Soldaten und ebenso die Offiziere. Zum Aufsteigen auf der soldatischen Stufenleiter gehörte nicht das viele Wissen oder adlige Herkunft, sondern Tapferkeit, Mut und Kriegserfahrung. An solchen Empfehlungsbriefen war damals schon unser Verfflinger reich. Er hatte viel Pulver in

seiner kurzen Soldatenlaufbahn gerochen, denn damals puffte und knallte es überall. Schon unter den Thurnschen Dragonern war er Offizier geworden und wahrlich nicht hinter der Front oder durch Wetter und Basen — denn er hatte keine, und sie hätten ihm so wenig geholfen, als ein ‚von‘ vor seinem Namen. Als sie aber aus Schlesien mußten, da trat er wieder als Reiteroffizier in sächsische Kriegsdienste, und er nicht allein, sondern der größte Teil seines Regiments. Ich glaube, der Zeltprophet, wenn er jetzt noch im Regiment diente, möchte bisweilen mit einigen Zweifeln an den Erfolg seiner Prophezeiung denken; denn mit dem Lumpenhunde war's schon jetzt nichts. Übel hat's ihm aber niemals der biedre Derfflinger genommen. Er lachte oft herzlich, wenn er daran dachte. Er war eben ein zu guter Christ, um etwas nachzutragen. Und es ist hier der Ort, daß ich daran denke, daß er mit seinem Handwerkszeuge nicht das fromme Buch in die Elbe warf, das ihm seine treue Mutter bei dem Antritte seiner Schneiderwanderschaft gab. „Johannes Arndts wahres Christentum“ begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Es kam kein Tag und es sank keiner hinab, ohne daß er darin seine Seele erbaut. Er war ein Mann von festem, freudigem Glauben. Sein ungefärbter Christenglaube war die reine Quelle, aus der sein Soldatenmut floß. Das war eine Quelle, die verrinnt nicht im Sande, wenn es heiß wird, sondern gerade dann fließt sie am reichlichsten und giebt den erquickenden Labetrunk. Das hat Derfflinger gar oft erfahren in schweren Tagen und hat sich nicht gescheut, zu bekennen vor aller Welt, daß sein Mut und seine Kraft gewurzelt habe in dem Herrn Christo Jesu. Darin liegt auch eine Bürgschaft, daß er

nicht von dem raublustigen Gelichter war, das damals so wenig Freund als Feind schonte, sondern nahm, was zu bekommen war.

II.

Um das Jahr 1630 stand es bedenklich um die Bekenner des evangelischen Glaubens in Deutschland. Sie mit der Wurzel auszurotten, das war der leitende Gedanke, das Ziel, auf welches der Kaiser und seine Feldherren hinarbeiteten. Man war frisch und eifrig daran mit aller Kraft. — Hätte nicht Gustav Adolf, König von Schweden, damals mit einem auserlesenen Heere die Sache der Evangelischen verfochten, ihre Schale wäre emporgeschneilt. Er legte sein Schwert hinein und siehe, sie sank nieder. Die Nachricht fuhr wie ein Blitz durch ganz Deutschland. Wer ein Herz für seinen Glauben hatte und für seiner Glaubensbrüder Sache, der wußte, wohin er sein Auge zu richten hatte, und so er das Schwert führen konnte, wohin ihn die Pflicht rief. Die Schule des Lebens ist da von unendlich nachhaltiger Wirkung für Derfflinger gewesen und nicht weniger die Wirkung des Glaubens, der in ihm lebte, von gewaltigem Erfolge. Er sah zurück auf eine Jugendzeit voll harten Religionsdruckes; er gedachte der bitteren Zeit der Auswanderung aus der Heimat, um das freie, frohe Bekenntnis zu retten. Er war aufgewachsen im glaubenstreuen Hause und sein „Johannes Arndt“ war ihm ein Glaubensschild. Mit seinem ganzen Denken, Leben und Thun war sein Glaube aufs innigste verwachsen.

Wohin er blickte: Bedrängnis! Nur einer wagte es, für den Glauben Panier aufzuwerfen. Dahin zog den

Mann, der ebenso den Harnisch Gottes trug, davon Paulus (Eph. 6, 10—17) redet, als den Harnisch des Kriegsmannes, mit aller Macht sein Herz. Bald darauf finden wir ihn als Reiteroffizier im schwedischen Heere, um es so bald nicht zu verlassen. In allen Kämpfen und Schlachten war er dabei, und wo's galt, nicht der letzte, sondern allemal der erste. Das konnte dem Könige nicht entgehen, und — die Zeltprophezeiung ging um ein bedeutendes zurück; — denn er wurde wohlverdient und mit Ehren Oberstleutnant in seinem Dragoner-Regimente, und damit war eine tüchtige Staffel zum General erkommen. Ich glaube, unser Held, der immer guten, heiteren Mutes war und einen Scherz in Ehren liebte, hätte den Propheten wacker gehänselt und geneckt, wenn er noch in Regiment gewesen wäre, und wohl gefragt, wie's um den Lumpenhund stünde? Aber selbiger Prophet, der lieber schlief, als an das Emporstreigen dachte, hatte es über den gemeinen Dragoner nicht hinausgebracht und war dem Kriegshandwerke untreu geworden oder es ihm. Er war fort. Solche Erfolge, wie er sie bis jetzt erlebt, mußten dem Derfflinger die Gewißheit geben, wie wohl er gethan, den Schneider in die Elbe zu werfen; sie mußten ihn anspornen, auf dem eingeschlagenen und erfolgreichen Heldenwege wacker voranzuschreiten, Gott im Herzen und das Schwert in der Hand. Er hätte wünschen mögen, stets unter Gustav Adolfs Heldenaugen zu kämpfen; aber Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege und seine Gedanken nicht die der Söhne des Staubes, sondern so viel höher als diese, als der Himmel höher ist, denn die Erde. Das gewaltige Nordlicht, das über ganz Deutschland aufflammete und die Herzen wieder erleuchtete, die in der Nacht des Kummers trostlos seufzten, sollte erlöschen. Eine Kugel

endete unerwartet schnell den Lauf des Helden auf der unabsehbaren Bahn seiner Siege und Erfolge, und es schien, als solle mit diesem einen Schlage alles Errungene in Staub und Nichts zerfallen. Tief gebeugt waren Tausende, am tiefsten war es das Heer, das an seinem Heldenkönige hing mit einer Liebe und Hingebung, die kaum zu beschreiben ist.

Wie tief aber auch das Heer gebeugt war, es erhob sich in neuer Lebenskraft. Nicht als ob es sich über den Tod seines Heldenführers so leicht hätte hinwegsetzen wollen und können; die Trauer war tief und nachhaltig. Jeder fühlte aber, daß, wenn die Schweden heimzögen in das Land ihrer Heimat, ein Strom verheerend über alle Befenner des Evangeliums hereinbrechen würde, der sie in seinen trüben Fluten begraben hätte. Da faßte eine Faust das Banner Schwedens, die gestählt war im Kampfe. Der Feldmarschall Banner trat an des Heeres Spitze. Er besaß des Heeres Liebe und Vertrauen und war der Mann, welcher der durch seines Königs Tod erschütterten Sache des Evangeliums wieder neue Kraft verleihen konnte und auch den entschiedenen Willen hatte, es zu thun. Derfflinger zog natürlich mit, als Banner den Feinden aufs neue die Stirne bot. Ihm wurde die Aufgabe zu teil, mit seinen zweihundert Dragonern die Vorhut des schwedischen Heeres zu bilden.

Derfflingers Weise war so eine rechte Reiterart. Er pflegte sich im wilden Sturm und Anprall auf den Feind zu werfen und die langen, breiten Klingen sausen zu lassen, daß es leuchtende Blitze zu sein schienen und drauf fielen wie zermalmende Blitzschläge. Selten hielt der Feind ihm stand, wenn er so dahergebraust kam. Oft trug ein Sturmangriff des Vortrabs zum ent-

scheidendsten Siege bei, denn ihm war kein Widerstand zu leisten, und war einmal die Furcht in die Herzen hineingejagt, so war das Werk mehr als halb gethan. Bei einer der folgenden Schlachten machte Derfflinger wieder so ein Reiterstücklein und drang siegend in die Thore von Halle ein. Das machte einen übeln Strich durch des Feindes Rechnung. Der Kurfürst von Sachsen stellte darauf seine ganze Macht den Schweden gegenüber. Banner aber, froh des Erfolges, zog sich klug hinter die Saale zurück. Er wußte, wem er's zu verdanken hatte, und Derfflinger stieg immer höher in seiner Achtung und Wertschätzung. Freilich ist im Leben nicht alle Tage Sonntag, und er sollte das auch erfahren. In Banners Heere fehlte es an Lebensmitteln und anderem Kriegsbedarf. Er sandte daher Derfflinger mit tausend Reitern in die Grafschaft Mansfeld, dort das aufzutreiben, dessen man bedurfte. Fröhlich zog Derfflinger mit seinen Reitern ab, aber mit aller der Vorsicht ins Land hinein, die dem Führer die Klugheit gebietet. Seine Kundschafter durchstreiften das Land und brachten ihm die Kunde, es sei leer von Feinden. Da hieß es denn: „Vorwärts!“ Aber, war es dem Feinde verraten, oder Gott weiß, wie es zuging, auf einmal sieht sich Derfflinger zwischen Halle und Merseburg von einer überlegenen feindlichen Macht angegriffen. Des Feindes Stellung war so, daß an einen Widerstand nicht mehr zu denken war und man sich höchstens durchhauen konnte. Derfflinger sagte zu seinen Reitern: „Gefangen zu werden ist Schmach und Verderben. Seid ihr Reiter von echtem Schrot und Korn, so ist euer wie mein Wahlspruch: Durchschlagen oder sterben!“ Das wirkte. „Durchschlagen!“ riefen die kriegsgewohnten Reiter, und wacker ging's drauf. Leider gelang es nur wenigen, mit ihrem heldenmüthigen

Führer durchzukommen. Die meisten fielen oder wurden von den Feinden gefangen genommen. —

Das war eine schwere Erfahrung, die ihn beugte, aber ihm auch die Lehre gab, nie wieder so blind den Rundschaftern und dem Kriegsglücke zu vertrauen. Er hatte das Seine gethan; darum traf ihn auch kein Vorwurf Banners, vielmehr bewies sein baldiges Aufsteigen zum Obersten seines Dragoner-Regiments, das er wieder vollzählig zu machen wußte, daß Banner das Unglück ihm nicht beimäß. Er aber ruhte nicht, bis die Scharte ausgewetzt war.

Wollte ich aber Derfflingers Heldenthaten alle Schritt vor Schritt verfolgen, so müßte ich meine lieben Leser durch alle Kämpfe des schwedischen Heeres begleiten, und das würde denn doch zu weit führen. Darum möget ihr mir's auf mein ehrlich Wort glauben, daß er immer mit dem alten Mute focht; daß er überall dabei war, wo es zum Schlagen kam, und daß er an Achtung und Ehren zunahm, wie an kriegerischer Einsicht; daß ferner sowohl bei den Heerführern als bei den Soldaten der Name des Obersten Derfflinger einen hellen, köstlichen Klang hatte und der Feind ihn fürchtete wie die Pest. Leider brachten unglückliche Ereignisse das schwedische Heer in bedenkliche Lage. Des Feldmarschalls Banner Tod war ein Grund dieser Übel; Geldmangel hieß der zweite, daraus aber erwuchsen noch zwei Übel, die schlimmer als alles waren: Mangel an Lebensmitteln und Unordnung. Der Gehorsam wich aus den Fugen, und wenn in einem Heere einmal der Ungehorsam und Eigenwille zu Kraft kommt, dann ist's Matthäi am letzten. Kam nicht schnell Hilfe, so war's aus! — Und dann war alles Errungene dahin und umsonst das viele Blut vergossen.

In dieser Not traten die Obersten und Führer zusammen, um einen Rath zu halten. In Hamburg war ein schwedischer Gesandter, der konnte vielleicht Geld schaffen. Kam keins, so gingen die murrenden Werbevölker heim oder — zum Feinde über. Da mußten die Männer, die man nach Hamburg sandte, Haare auf den Zähnen haben und dabei Klugheit genug, auch um die Ecke zu schießen. Daß man Derfflinger und noch einen anderen Obersten wählte, zeugt mehr für die Achtung und das Talent des Mannes, als noch so viele Lobpreisungen. Er galt etwas bei den Leuten, die ein Urtheil hatten. — Kaum war es unter den Soldaten bekannt, der Derfflinger gehe, Geld holen, so sagten sie: wenn der's nicht fertig bringt, so ist's aus. Wir bleiben und warten's ab, bis er wieder kommt! Obgleich es dem wackeren Derfflinger nicht so leicht wurde, dies klügliche Geschäft zu übernehmen, als der entscheidende Schritt an der Elbe, wo er dem Schneider den Laufzettel gab, so stand er doch nicht an, dem allgemeinen Vertrauen zu entsprechen und ging in Gottes Namen. Hätte das Heer einen Kopf, einen Führer gehabt, so wär's so weit gar nicht gekommen; aber Banner war tot und Torstenson noch nicht da! Da lag's. Nun, es glückte teilweise. Sie brachten die Mittel, der augenblicklichen Noth abzuhelfen. Die Unzufriedenen wurden fürs erste einmal beschwichtigt. Man hoffte, Torstenson würde bald kommen, Einheit in die Unternehmungen, Geld und Ordnung bringen; aber er kam noch nicht, die Unzufriedenheit wuchs und die Gärung in den Gemüthern der rohen und verwilderten Soldaten ließ einen nahen Ausbruch befürchten. Mit solchem Werbevölke war durchaus in solcher Lage nicht zu spaßen. Den Kaiserlichen war diese Lage der Dinge im schwedischen Heere nicht unbekannt geblieben,

da Verräter überall lauerten; sie rückten heran, um die Vorteile zu benutzen, welche ihnen so nahe lagen. Es war ja das schwedische Heer wie ein Leib ohne Kopf, von dem die einzelnen Glieder sich abzulösen drohten. Ein rascher kräftiger Angriff in diesem Augenblick — und der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein! Wäre auch sicher erfolgt! Da wurde Derfflinger erwählt, um dem zögernden Feldmarschall Torstenson die Augen über die Lage der Dinge zu öffnen und ihn zur Eile anzuspornen. Das war kein lieblich Geschäft, aber es galt zu helfen in der Not, und wieder besann er sich keine Minute und ritt ihm in Windeseile nach Stralsund entgegen.

Als Torstenson ankam, trat ihm Derfflinger mit aller seiner soldatischen Offenheit, Ehrlichkeit und Derbheit entgegen und zeigte ihm, wo sie der Schuh drückte, und was unabweisbar geschehen müsse, wenn nicht alles schiefgehen sollte. Torstenson gewann den Mann lieb, der so ohne Rückhalt und Hintergedanken die ganze nackte Wahrheit ihm sagte. Er gab ihm die festeste Versicherung, er werde eilen. So kehrte Derfflinger zurück und der Sturm legte sich; seinem Wort glaubte jeder, und Torstenson machte ihn nicht zum Lügner. Derfflinger war in allen Dingen der Mann gewesen, der herausgeholfen. Konnte es fehlen, daß er in der Achtung, der Liebe und dem Vertrauen des Heeres wuchs? Er hatte überall die Probe bestanden; aber auch Torstenson erkannte dies offen an. Er war der Mann, der auch allein im Stande war, Zerwürfnisse und Spaltungen zu heilen, welche im schwedischen Heere zwischen den eigentlichen Schweden und den deutschen Werbevölkern entstanden waren. Er warf sich dem Sturme entgegen und bezwang ihn, was ihm Torstenson sehr hoch anrechnete, aber auch anrechnen mußte, denn die Aufgabe war sehr

schwer. Im Frühlinge des Jahres 1640 wandte sich Torstenson mit seinem rasch ergänzten Heere nach Schlessien. Alle Herzen pochten freudig voll neuen Mutes. Torstenson rechtfertigte das Vertrauen seines Heeres und sein Heer das seinige. Die Siege folgten sich rasch. Die Schweden drangen in Mähren ein und eroberten Olmütz. Da bebte Wien vor den Siegern, die so unwiderstehlich vordrangen. Wer stand ihnen dafür, daß nicht der kühne Derfflinger mit seinen Reitern an einem frühen Morgen vor Wien stand? So ein Streich sah ihm ähnlich. Das wäre so etwas für ihn gewesen, und die Wiener würden nicht haben sagen können, daß sie ungerupft davon gekommen wären; allein Torstenson's Vertrauen dachte ihm ein anderes Feld zu, das freilich weniger mit seinen Liebhabereien zusammenfiel, sogar sehr wenig. Der Fürst von Siebenbürgen war des Kaisers Freund nicht. Er wollte, wenn die Schweden ihm die Zugeständnisse machten, die er verlangte, in die kaiserlichen Lande einfallen, die Kräfte des Kaisers teilen und schwächen und so den Schweden gewaltigen Vorschub leisten. Diese Anträge sollten zum Ziele geführt werden. Darum mußten geschickte, mutige Unterhändler nach Siebenbürgen; allein das war ein weiter Weg und voller Gefahren für den, der ihn unternahm, und an Entbehrungen, Mühen und Beschwerden über die Maßen reich. Es war eine kitzliche Geschichte. Derfflinger war Torstenson's Ausertorner. Er ließ ihn rufen. Als Derfflinger zum Feldmarschall kam, fand er dort den Obersten Plattenberg, einen alten Freund und Kameraden. Der sollte sein Gefährte werden. Der Feldmarschall eröffnete ihnen nun die Sache und beleuchtete sie von allen Seiten. Obgleich Derfflinger nicht recht anbeißen wollte, da ihm solch ein Gang nicht gefiel, so that er's doch, weil eben, wie er

sah, sehr viel davon abhing. Das war ein gefährlich Stück Arbeit, und die Zweie mußten allerlei Mummereien treiben, um nicht entdeckt zu werden; aber es gelang. Sie kamen richtig und wohlbehalten an und ebenso wieder zurück. Freilich war nicht alles nach Wunsch geglückt, aber der Feldherr war denn doch mit dem, was sie erzielt, zufrieden und mußte es sein, da es nicht anders war. Kaum war Derfflinger im Lager angelangt, hatte sich ein wenig erholt und wollte wieder an die Spitze seiner lieben Reiter treten, die ihn ungern vermißten, so wartete seiner schon wieder ein neuer Auftrag. Diesmal sollte er nach Stockholm, um der Königin Christine von Schweden Rechenschaft über das Unternehmen abzustatten. Auch dies that der wackere Soldat. Er reiste unverweilt ab und kam glücklich nach Stockholm. Er stattete seinen Bericht ab. Die Königin zeichnete ihn ungemein aus und, zum Generalleutnant erhoben, kehrte er zum Heere und an die Spitze seiner erprobten Leute zurück, die dem treuen, tüchtigen Führer, dessen Ehre auch ihre Ehre war, entgegenjubelten.

Nun war's also nicht mehr nötig, daß er sich eine schlaflose Nacht darüber machte, wie er es doch anfangs, General zu werden. Es ist erstaunlich, wie sich der Mann bei seiner mangelhaften Jugendbildung so hervorthat; wie er Kräfte und Fähigkeiten an den Tag legte, die ihm kein Mensch zugetraut hatte. Da erkannte man das reiche Pfund herrlicher Anlagen, das ihm Gott anvertraut hatte und das nicht sollte im stillen Schneiderhandwerke begraben werden, wie es ohne die wunderbaren Führungen Gottes doch geschehen wäre. So weiß der Herr Schlummerndes zu wecken, Kleines groß zu machen und stellt jeden, der ihm vertraut und gläubig seiner Führung folgt, auf seinen

rechten Fleck. Aber Derfflinger erkannte das auch in aller Demut und Bescheidenheit. Er gab dem die Ehre, dem sie gebührt. Er pries die wunderbare Gnade Gottes, die ihn durch alle die Gefahren und Kämpfe geführt hatte, ohne daß er eigentlich sagen konnte, daß ihn eine erhebliche Verwundung getroffen, obwohl er stets da war, wo die Kugeln hagel dicht fielen und piffen und die Säbel fausten. Während das aus tausend Wunden blutende Deutschland sehnsüchtig den Frieden erwartete, den sie in Osnabrück und Münster in Westfalen zu beraten zusammensafen, der das Schwert endlich in eine Pflugschar verwandeln sollte, gingen die Kämpfe immer fort, und Derfflinger arbeitete wacker mit und errang sich neuen Ruhm. Manchen kühnen Reiterstreich führte er aus; manchen glänzenden Erfolg errang er auf dem blutigen Felde des Krieges, bis endlich die Einnahme von Prag, die letzte blutige That dieses schrecklichen, dreißigjährigen Krieges, ihm gerade da den blutigen Weg vertrat, wo seine ersten Anfänge geschehen waren, gerade vor dreißig vollen Jahren. Jetzt gingen die Sterne der Hoffnung für das arme Deutschland wieder auf. Es begann sich indessen nur langsam aus seinen Trümmern zu erheben. Recht bezeichnend für den damaligen Zustand ist eine Stelle aus einer rheinischen Ortschronik, wo es heißt: „Der Menschen waren wenig mehr da, dieweilen, was der Krieg nicht fraß, Hunger und Pestilenz hinweggenommen. In den Gassen ist das Gras gewachsen, wie auf einer Wiese. Die Wingerte (Weinberge) waren eine Wüstenei. Die Häuser standen leer und es sahen am hellen Tage allhier die Füchse aus den Löchern, da ehemals Fenster in gewesen waren. Also hat der Herr das Land ob seiner vielen Sünden heimgesucht und bleiben die Spaniolen (die Spanier, die 1620 unter Spinola die

Pfalz einnahmen) noch gar lange in der Leute Gedächtnis, so gut als die Kravaten (Kroaten) und die Völker des Königs in Schweden — denn was der eine übrig ließ, das nahm der andre und thät die Wahl leid, wer's am greulichsten gemacht hätte. Behüt' uns Gott in Gnaden vor solchen Zeitläuften!"

Was hier der ehrliche Pfälzer von der Rheinpfalz sagt, das galt vom ganzen übrigen Deutschland. Es war menschenleer, eine Wüstenei im vollen Sinne des Wortes. Brandstätten begegnete der Blick überall, und die dumpfe Stille eines tiefverhaltenen Jammers lag auf dem Lande und den Herzen, die kaum wagten, an eine bessere Zukunft zu glauben.

III.

Als das Heer endlich entlassen wurde, mußte Derfflinger wohl daran denken, sich ein Plätzchen zu suchen, wo er in Frieden wohnen konnte. Arm war er nicht. Seine Eltern waren längst tot. Ihm, dem eifrigen Protestanten, war es eine Hauptsache, in den Staaten eines evangelischen Fürsten sich die Ruhestätte zu suchen. Da war die Mark Brandenburg das Ziel seiner Wünsche. Das hing aber mit einem Ereignis zusammen, das ich hier nachtragen muß, weil es bisher in der Erzählung keine rechte Stelle finden konnte und doch für Derfflingers Zukunft von hoher Bedeutung war.

Im Jahre 1646 war Derfflinger eine Zeitlang in der Mark Brandenburg. War es, um eine etwa empfangene Wunde zu heilen, oder waren Zerrwürfnisse die Ursache: niemand weiß es genau, denn er selbst hat sich darüber,

so viel man weiß, nicht ausgesprochen, und aufgeschrieben hat es sonst niemand. Wie lange sein Aufenthalt gewährt, ist auch nicht genau zu sagen, aber jedenfalls lange genug, um sich eine Frau zu wählen. Er hielt sich bei einem Kriegskameraden auf, nämlich bei dem Oberstleutnant Joachim von Schaplow, der aus dem schwedischen Heere in das seines Landesherrn getreten war. Dort lernte er das Fräulein von Schaplow kennen und verheiratete sich mit ihr. Sie war die Erbin der Herrschaft und noch anderweitigen bedeutenden Vermögens. Dieses mehrte sich durch die großen Rückstände, welche Derfflinger bei der Entlassung des Heeres empfing. Nun zog er heim zu seiner Gattin und wurde ein Brandenburger; aber er lebte nicht bloß auf seinen Gütern, sondern brachte oft längere Zeit in Berlin zu, wo der junge Landesherr, der sich mit vollen Ehren den Namen des „Großen Kurfürsten“ errang, ein neues Heer gründete und seinen Staaten eine neue Gestalt gab. Friedrich Wilhelms scharfem Auge entging Derfflinger, der tapfere Degen, nicht, und die Zeit kam bald, wo des Kriegshelden Ruhe für lange, lange Zeit ein Ende nahm. Der Kurfürst schätzte ihn, und Derfflinger verehrte den ausgezeichneten Fürsten aus Herzensgrunde. Sie schienen beide so recht für einander gemacht und liebten kräftiges und entschiedenes Handeln. Das einigte sie bald und dauernd.

Zwischen Polen und Schweden zogen Wetterwolken auf. Die begannen sich immer mehr zu verdichten, bis sie sich endlich zu entladen anfingen mit Donner und Blitz, Hagel und Sturm, — das heißt: es gab Krieg. Es ist eine alte Hausmannsregel: wenn's beim Nachbar brennt, so schafft man Wasser ins eigne Haus und schickt sich zum Abwehren an. Der Kurfürst hatte umsonst ver-

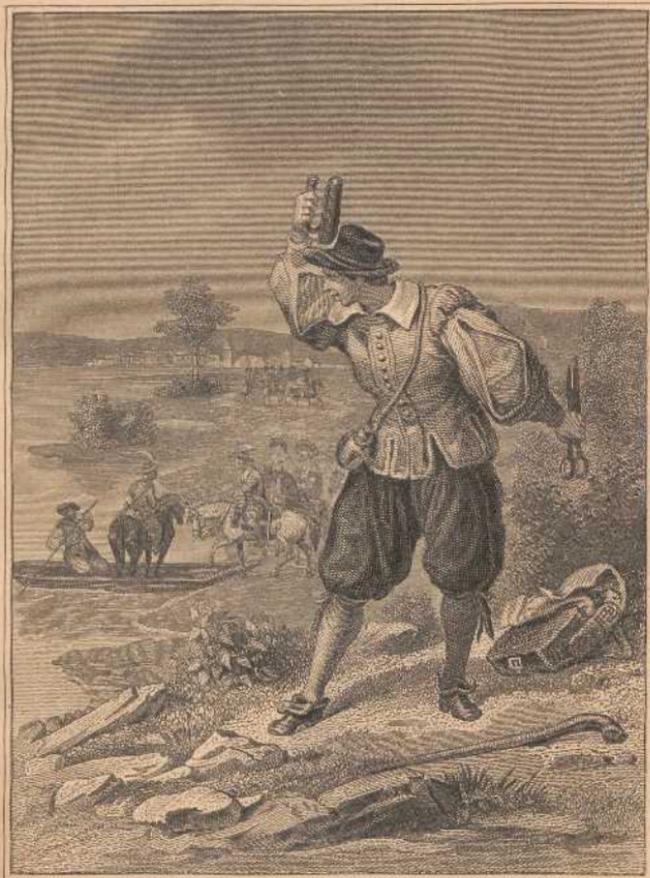
sucht, Frieden zu stiften; aber die Gegner gerieten aneinander, und der Kurfürst rüstete sich, sein Land zu schützen. Er hatte auf Derfflinger gerechnet, und mit Recht. Die Kriegslust steckte ihm noch in den Knochen. Als in der Ferne die Trompeten schallten und die Kanonen den Bass dazu schlugen, da juckte es den alten Kriegsmann, und er nahm die Hand des Kurfürsten mit Freuden an, der ihn zum Generalmajor der Reiterei machte. Damals, liebe Leser, war's nicht wie heute, wo man im Lande die Soldaten aushebt oder, wie's in Deutschland ist (und so halt ich's allein für recht und für geeignet, ein tüchtig Heer zu bekommen), wo jeder Sohn des Vaterlandes, vom Königssohne bis zu dem des Ärmsten im Lande, die Waffen tragen muß, wenn er anders kein Leibesgebreechen hat, das ihn dazu unfähig macht, damit er seinem Vaterlande die heilige Pflicht leiste, es in der Not zu schützen und zu verteidigen; sondern das Heer wurde angeworben mit Handgeld. Es waren immer Leute da, die für Geld ihre Haut zu Markte trugen, weil in Feindesland das Plündern zum Kriegshandwerke gehörte und da zu ernten war, ohne daß man erst nötig gehabt hätte, zu pflügen und zu säen. Sobald irgendwo ein Kriegslärm losbrach, spitzten sie die Ohren. Kam aber zum üblichen Handgeld der Name eines erprobten Führers hinzu, dann zog das wie ein Heber im Weinsäß, und er konnte bald auf eine große Zahl Soldaten rechnen. Nun war aus dem Dreißigjährigen Kriege noch ein hübsches Häuflein Gefellen übrig, denen es hinter dem Ofen so wenig gefiel, wie dem Derfflinger selbst, und dazu gehörten viele tüchtige, kriegsgeübte Offiziere wie Soldaten aus dem aufgelösten Heere der Schweden, das zum größten Teile aus geworbenen deutschen Söldnern bestanden hatte. Derfflingers Name

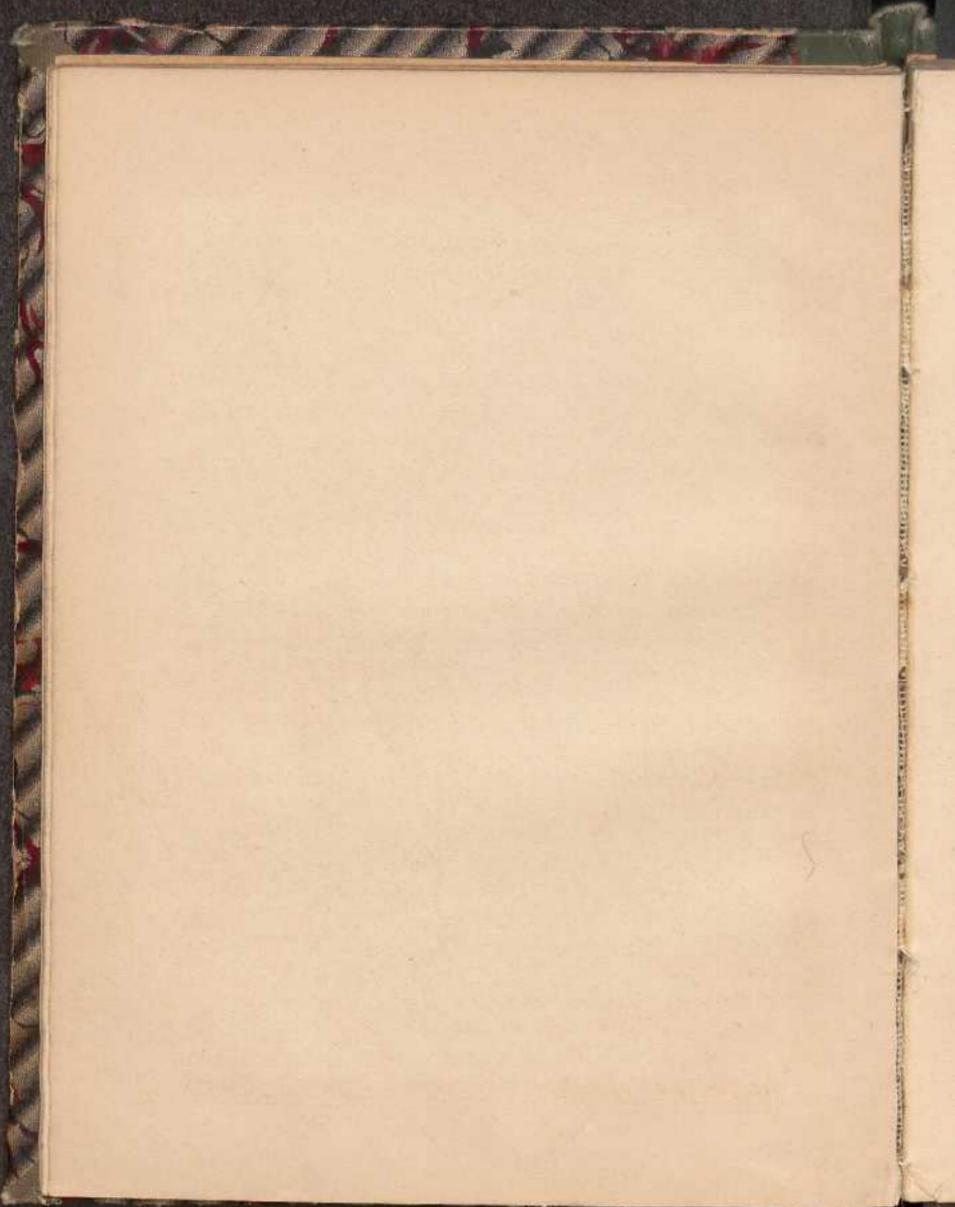
hatte einen hellen, bewährten Klang. Die alte Liebe zu ihm war nicht gerostet. Kaum wurde es bekannt, Derfflinger werbe Reiter, da war's, als regneten sie vom Himmel oder wüchsen aus der Erde, und zwar lauter alte Schnurrbärte und keine Milchsuppengesichter, die noch kein Härchen am Kinne hatten, geschweige, daß sie Pulver gerochen hätten. Während seiner Kriegszeit hatte Derfflinger allezeit für seine Leute treulich gesorgt. Er hatte sich von der Pike heraufgearbeitet und wußte, wie es dem gemeinen Manne war. Daher kam ihm der Hochmut auch nie in den Kopf, der meint, wenn der Herr Leutnant oder Hauptmann einmal einem Soldaten freundlich sei, so leide Ansehen und Ehre. Der verstand's, wie man die Herzen gewinnt, daß nicht ein sogenannter Hundegehorsam draus wird, sondern ein Gehorsam aus Liebe und Achtung; denn das ist der rechte, der die Probe hält. Er war leutselig im Verkehr, gerecht in der Zucht, streng im Dienst, aber allezeit freundlich und zugänglich. In der Not teilte er mit seinen Soldaten und aß nicht ledere Bissen, wenn sie hungerten. So etwas giebt einen Ritt, der die Herzen zusammenhält, den Witterung und Zeit nicht anfriszt. Das lebt in der Erinnerung und durch Erzählungen fort. Da war's kein Wunder, daß der Kurfürst wie mit einem Zauberschlage ein Heer auf den Beinen hatte und in den Sätteln, das sich zeigen konnte, und Offiziere, die alle den Pulverdampf des Dreißigjährigen Krieges noch gerochen und ihre Kriegeschule nicht verschwitz hatten. Der Kurfürst wußte wohl, wer der Hauptherzenmeister da gewesen war.

Das Heer, an 27 000 Mann stark, stand im Frühling schlagfertig. Den Oberbefehl führte der Feldzeugmeister von Sparr, ein wackerer, alter Degen. Daß das so schnell

und rüstig ging, that not, denn die Schweden schonten des Kurfürsten Lande nicht im geringsten, obgleich er sich neutral hielt. Aber nicht allein die gegen Polen kämpfenden Schweden fielen ihm ins Land und plünderten es aus, sondern die Polen hielten auch eine so ehrliche Nachbarschaft, daß ein Feind es nicht schlimmer hätte machen können. Das waren ja allezeit feine Vögel. Die Hilfe, die der Kurfürst in Wien suchte, war auch derart, daß sie dem Doktor gleicht, der erst kommt, wenn der Kranke begraben ist; denn Preußen hatte vom Kaiser nichts zu hoffen. Man hätte Preußens Leichenpredigt lieber gehört, als seinen Siegesgesang, und wenn dem kühn aufstrebenden Reichsfürsten an der Spree die Flügel gestutzt wurden, rieb man sich in Wien gemächlich die Hände. Man witterte so etwas von einer Zukunft, und der Kurfürst war der, welcher als guter Baumeister ein solides Fundament dazu legte. Was drauf gebaut wurde, hat die Zeit gelehrt, und einer der tüchtigsten Baumeister war der „alte Fritz“. Da blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als ein Bündnis mit Schweden zu schließen, das ihm keinen Nachteil einbrachte. So trat denn nun das brandenburgische Heer mit den Schweden gegen die Polen auf, und Derfflinger fand da manchen alten Kriegskameraden aus früherer Zeit, der ihm von Herzen die Hand schüttelte, da er mit ihm unter Gustav Adolf, Banner und Torstenfon gekämpft hatte. In diesem Kriege gab es manche Splitter, bis bei Warschau die Schweden und Brandenburger einen entscheidenden Sieg über die weitüberlegene Macht der Polen gewannen, und dazu hatten Derfflingers unwiderstehliche Reiterangriffe wesentlich beigetragen. Wie ein Blitz fuhr er daher, an Widerstand war da nicht zu denken. Außerordentlicher Mut, persönliche Tapferkeit von seiner Seite,

en
ch
n=
s,
r=
en
e,
ß
fe
u
t,
n
t,
n
st
t,
. s
=
r
r
y
t
s
a
e
:





kriegerische Einsicht und ebenso kühne als kluge Ausführung fügten zum alten den neuen Ruhm hinzu, und die Würde eines kurfürstlichen Generalleutnants war der wohlverdiente Lohn, dem in einer nicht sehr fernen Zeit der Rang eines geheimen Kriegsrates hinzugehan wurde, der auch kein leerer Titel war, sondern etwas Ordentliches einbrachte.

Nach solchen Erfolgen hätte es in des Kurfürsten Hand gelegen, den König von Polen zu vernichten; aber sein Edelmut sträubte sich dagegen. Er bot die Hand zum Frieden zuerst und wurde nicht müde, dahin zu wirken, daß er zu stande kam, was seine großen Schwierigkeiten hatte, weil eben Schweden keine Lust dazu, sondern ganz andere Gelüste hatte. Eben sein Vergrößerungsgelüste rief neue Feinde auf den Plan, nämlich Rußland, Ungarn und Dänemark; dennoch hielt der Kurfürst in Treue bei Schweden aus, so drohend auch die Gefahren für ihn wurden. Dafür lohnte Schweden mit dem Lohne der Welt, der zu deutsch Undank heißt. Es warf sich mit aller Macht Dänemark entgegen und ließ den Kurfürsten stecken, ohne sich Sorge darum zu machen, wie er mit den zahlreichen Feinden fertig werde. Das war ein Schalkstreich arger Art; denn wie konnte der Kurfürst so zahlreichen Feinden Widerstand leisten mit seiner einzelnen Macht? Auch Polen hatte er nun wieder auf dem Halse. In dieser Lage, wo nirgendsher eines Freundes Hilfe zu erwarten stand, wohl aber einer an der Donau ins Fäustlein lachen mochte, blieb dem Kurfürsten nichts anderes übrig, als mit Polen Frieden zu schließen, und da dieses Bündnis ihm die Oberherrschaft in Preußen sicherte, so war der Friede bald fertig, aber auch das Band mit Schweden zerrissen. Diesem Bündnisse folgten bald andere mit dem

Kaiser und mit Dänemark, und es stand zu hoffen, daß nun auch Schweden sich zum Frieden neigen werde; aber Schweden fuhr im Kriege gegen Dänemark fort und trieb es derart in die Enge, daß nun der Kaiser, der König von Polen, der Kurfürst und Holland, das eine Flotte sandte, zu Hilfe eilen mußten, wenn Dänemark nicht gänzlich zu Grunde gehen sollte. Der Kurfürst führte über das Heer den Oberbefehl, und nun stand Derfflinger gegen Schweden im Felde, dem er gründlich falsch war, da es so schmäzlich gegen seinen Herrn, den Kurfürsten, gehandelt hatte. Während nun der Kurfürst gegen die Dänen stand, spielte ihm der Kaiser den Streich, ein Heer in Pommern gegen die Schweden zu stellen. Die natürliche Folge war, daß die Schweden ein Heer nach Pommern sandten, so daß der Krieg im eignen Lande wühlte. Jetzt rief den Kurfürsten die Sorge für sein Land dahin, wo die Schweden ihren Grimm gegen ihn an seinem Volke ausließen; allein so schnell ließ sich da nicht Hilfe schaffen, wie Volk und Fürst es wünschten. Das Kriegsglück schwankte her und hin, bis endlich die Schweden eine Schlappe davon trugen, bei Nybrog nämlich, und so der Friede von Oliva herbeigeführt wurde.

Auch in diesen Kämpfen bewährte sich Derfflinger wieder als der Alte; auch hier zeigte er durch glänzende Thaten, daß er den Lohn verdiene, den ihm der Kurfürst verlieh. Er kehrte als Feldzeugmeister aus dem Kampfe zurück. Bald war nun das Höchste erreicht. Hier aber muß ich ein altes Stücklein aufwärmen. Liebe Leser, ihr gedenkt doch noch des Propheten im Zelte? — Nun, in einem der Züge, welche eine Folge der beschriebenen Kämpfe waren, kam eines Tages der Derfflinger, in seinem Wagen sitzend, in ein Städtlein, wo er wegen der Unterkunft und

Verpflegung seiner Reiter mit dem Bürgermeister verkehren mußte. Als er den Namen des Mannes hörte, kam ihm derselbe so bekannt vor, daß er lange sann, wo er ihm einmal im Leben begegnet sein könne. Sein gutes Gedächtnis brachte ihn bald zu der Gewißheit, daß es der Name des Propheten im Zelte sei, der ihm geweis sagt: „ein Lumpenhund würde er werden, aber nie ein General“. Es gelüstete ihn aber nun vorzüglich, der Sache auf den Grund zu kommen, ob er nicht am Ende den Propheten selber wieder zu sehen bekomme; denn das würde ihm unstreitig die größte Freude gemacht haben. Als er nun gehörig nachgefragt, stand's wirklich außer Zweifel, der Herr Bürgermeister mit dem ellenlangen Haarzopf war kein anderer, als der Prophet. Die ganze lustige Geschichte trat wieder lebhaft vor seine Seele, und er lachte aus Herzensgrunde dem Wiedersehen entgegen. Kurz entschlossen befahl er, vor das Haus des Bürgermeisters zu fahren mit seiner stattlichen Karosse, wie sie damals noch selten genug waren. Himmel, was machte das für ein Aufsehen, als der kostbare Wagen des Generals vor des Herrn Bürgermeisters Hause vorfuhr! Als nun der Herr Feldzeugmeister den Adjutanten sandte, um den Mann vor sich zu bescheiden, hatte das Bürgermeisterlein nicht Zeit, sich in den gehörigen Staat zu werfen. Die Perücke saß schief, weil sie in der Eile gestülpt war; der großblumige Schlafrock wollte auch nicht parieren und machte ihm das Herz schwer, da er doch gegen allen Respekt war, und die Pantoffeln! Es war entsetzlich! Aber der Feldzeugmeister da unten in dem Wagen hatte nicht warten gelernt, und der Adjutant rief und mahnte zur Eile. Endlich stolperte der Stadtregent die Treppe hinab und stand mit zahllosen Kratzfüßen und Entschuldigungen ob

seines Anzuges vor dem offenen Schlage in einer Verlegenheit und Angst, die ihresgleichen kaum hat. Ein Blick reichte hin, um Derfflinger seinen prophetischen Kameraden erkennen zu lassen. In der allerfröhlichsten Laune sah er den Bürgermeister vor sich stehen, sah den Angstschweiß auf seiner Stirne und das Käpplein sich drehen in seinen Händen wie ein Kreisel und den Haarpfopf an der Perücke wackeln. Laut lachend rief Derfflinger: „Wie ist's, Kamerad, kennst du mich noch? Sieh mir einmal in das Gesicht, wenn du noch deine alten guten Augen hast!“ Noch mehr in Angst, blickte ihn jetzt der Bürgermeister an, und — allmählich dämmert's ihm in der Erinnerung, aber auch der „Lumpenhund“ mit allen seinen Schrecken fährt ihm in die Glieder, daß er so bleich wird wie eine Leiche und die Beine vor Zittern den dürren Stadtmonarchen kaum mehr tragen wollen. Ach Gott, mochte er seufzen, was wird nun daraus werden? „He, alter Prophet“, rief Derfflinger, „gedenkst du noch jener Nacht im Zelte, da ich nicht schlafen konnte und dich in deinem Rattenschlase gestört? Weißt du nicht mehr, daß du mir damals prophezeitest, ein Lumpenhund würde ich werden, aber niemals ein General? Wie steht's nun, Kamerad? Wer ist nun der größte Lumpenhund von uns beiden geworden, ich oder du? nun rede!“ — Dem Bürgermeister wurde es grün und gelb vor den Augen, und es klingelte ihm in den Ohren, daß es ihm schier schwach wurde und er ohnmächtig zu werden fürchtete. Er mochte denken: Dein unselig Prophezeien wird dir schöne Zinsen tragen, und du hättest den verdammten Lumpenhund auch besser hinuntergeschluckt, als dem an den Hals geworfen! Nun, mit großen Herren ist nicht gut Kirschchen essen, weil sie einem gern Stiele und Steine

an den Kopf werfen, noch weniger aber mit Soldaten, weil die ohnehin kurzen Prozeß zu machen pflegen. Es summt ihm immer mehr in den Ohren; aber was half's? Er mußte sich heraushelfen, so gut es ging. Er stotterte daher allerlei von schwachen Menschen, von Schlaftrunkenheit und dergleichen, und bat inständigst, die Excellenz wolle ihm doch nichts nachtragen, sondern in Gnaden verzeihen, was er vor langen Jahren Respektwidriges im Schlafdusel gefaselt, ohne zu wissen, was er sage. Derfflinger wollte plazen vor Lachen, als er diese Angst sah, die ihn quälte. „Lumpenhund hin, Lumpenhund her!“ rief er und sprang aus dem Wagen, fiel dem alten Kameraden um den Hals und sagte: „Ein braver Kamerad warst du, aber ein schlechter Prophet! Darüber laß dir aber jetzt kein graues Haar wachsen und sei kein Narr! Sag mir lieber, ob du etwas Gutes zu essen hast. Ich habe Hunger!“ Da ging dem alten Reiter und nunmehrigen Bürgermeister das Herz auf, und er sagte mit leichtem, frohem Herzen, alles, was das Haus vermöge, stehe zu Diensten. „Das ist prächtig!“ rief Derfflinger, „denn sieh', ich habe da einen köstlichen Rheinwein bei mir, dem wollen wir Ehre anthun! Drum laß uns fröhlich und guter Dinge sein beim frohen Wiedersehen nach so langen Jahren! Komm nun herauf mit mir in das Haus.“

So gingen denn die beiden Kameraden fröhlich ins Haus, wo die Frau Bürgermeisterin mit Knixen und Komplimenten den hohen Gast empfing und dann ihr Bestes aufstischte und Derfflinger den edlen Rheinwein perlen ließ. Nie war er so glücklich und bei so guter Laune gewesen. Da gingen denn die Herzen auf in der Rück Erinnerung an ihre Erlebnisse, manche Schnurre und mancher lustige Reiterstreich kam aufs Tapet, und ein

paar Stunden flohen dahin wie Augenblicke, bis die Pflicht den Feldzeugmeister zwang, Abschied zu nehmen, der so herzlich war, als wäre der Bürgermeister auch ein Feldzeugmeister. Dann fuhr Derfflinger fröhlich von dannen, und die Erinnerung an dies Wiedersehen und seine Umstände blieb ihm lange im Gedächtnis. Oft erzählte er's in fröhlichen Kreisen, samt der fatalen Prophezeiung des Bürgermeisters, da dieser noch Dragoner war und ärgerlich über seinen unruhigen Kameraden im Zelte lag, der ihn mit seinen Generalsgedanken nicht schlafen ließ. Das ist aber so ein Zug, der einen tiefen Blick in das treue Gemüt Derfflingers thun läßt, wo weder Hochmut noch Arges wohnte. Er selbst gedachte gern seiner niedrigen Herkunft und vergaß nie dabei, auf die wunderbaren Führungen der göttlichen Gnade hinzuweisen, die er erfahren hatte. Wild aber konnte es ihn machen, wenn ihn deswegen einer scheel ansah. Grade diese seine niedere Herkunft war es ja auch, die ihm viele Anfeindungen bereitete. Wie viele mißgönnten und beneideten sein Glück und die hohen Würden, die ihm doch als Lohn für seine unleugbaren Verdienste zu teil geworden! Diese Leute meinten, nur ein vergilbtes Pergament oder ein Stammbaum begründe das Anrecht auf solche Ehren. Oft setzte er sich mit dem Bewußtsein seiner Verdienste in aller Ruhe darüber hinaus; oft verspottete er sie mit der gefalzensten Laune. Nur einmal, als er schon Feldmarschall war, ist ihm die Laus über die Leber gelaufen, und das wird ihm kein ehrlicher Mann verargen. Die Geschichte war diese.

Einst saß mit ihm und den vielen Herren vom Hofe und anderen fremden Gesandten auch ein französischer Abgesandter an des Kurfürsten Tafel. Der Franzose war so ein recht übermütiger Windbeutel vom alten Adel, auf

den er sich viel einbildete. Der war so unverschämt und keck, den Kurfürsten zu fragen, ob es denn wahr sei, daß er unter seinen Generalen einen habe, der weiland ein Schneider gewesen sei. Man höre so viel davon, daß er's gern wissen möchte. Der Kurfürst selbst war aufs äußerste betroffen von der Unverschämtheit des Franzosen, und alle Gäste an der kurfürstlichen Tafel wurden kreideweiß und stumm vor Schrecken und blickten bald den Kurfürsten, bald Derfflinger und bald den Franzosen an, der zu fühlen begann, welche große Ungeglichkeit er begangen habe. Ehe aber noch jemand den Mund zu einer Antwort aufthun konnte, sprang der alte Derfflinger jugendkräftig auf, blickte den Franzosen mit einem Paar Feueraugen an, daß dem schier das Blut in den Adern gerann, und sagte: „Der Mann bin ich; aber ich trage da an meiner Seite die Elle, womit ich solche Hundsfötter messe!“ Und dabei schlug er an sein Wehrgehänge, daß es rasselte und klirte, und machte ein Gesicht, daß man es ihm ansah, es sei ihm gar nicht ums Scherzen. Der Franzose sank schier in die Erde, aber er hatte sein Teil und wagte nicht mehr, seinen Mund aufzuthun. Der Besonnenheit des Kurfürsten gelang es nur mit vieler Mühe, den peinlichen Eindruck des unangenehmen Vorfalles zu verschweigen. Der Franzose dankte Gott, daß er glatt davon kam, und der Derfflinger schwieg, um seinem Herrn nicht unangenehme Händel zu bereiten; aber die Lehre galt allen, die etwa an ihn wollten. Da wird's ihm kein Mensch, wie gesagt, verargen, daß er einmal dreinfuhr. Sonst redete er, wie bereits bemerkt, gern von seiner Herkunft und machte durchaus kein Hehl daraus, aber so eine Dummheit und Frechheit mußte doch ihre Strafe haben und empfing sie denn auch von Rechts wegen. Für solche Dinge hatte er

übrigens kein Gedächtnis, und seines Kurfürsten Gunst und Vertrauen tröstete ihn vollkommen über höfische Anfeindungen und Rabalen. Die Neider wagten sich auch nicht aus dem Verstecke ihrer Feigheit heraus, denn sie kannten den, mit dem sie es zu thun hatten, und wie wenig Spaß er verstand, wenn ihm einmal einer an die Ehre kam. Da war er ganz erstaunlich kitzlich und ließ sich nicht unter der Nase krabbeln.

Wie unser Held in den Schlachten tapfer gefochten hatte, so kehrte er ruhig und gern zu den friedlichen Geschäften des Lebens, in den Schoß seiner Familie zurück, die auf seinem schönen Gute Gufow wohnte. Seine Stelle an der Spitze der Verwaltung des ganzen kurfürstlichen Heerwesens gab ihm in Hülle und Fülle zu thun; aber sie hielt ihn nicht ab, im Schoße seiner Familie jenes stille Glück des häuslichen Lebens zu genießen, für das er so viel Sinn und in seinem reichen Gemüte so viel Gaben besaß. Dann pflegte er seine Gärten mit besonderer Lust, sorgte für Wälder, Felder und Wiesen mit derselben Heiterkeit, Ausdauer und Geistesfrische, wie er für die wichtigsten Angelegenheiten des Dienstes sorgte und für seine Reiter. Sehr schön offenbarte sich sein frommer Sinn, als er an seinem sechzigsten Geburtstage in Gufow den Grundstein zu einer schönen Kirche legte und damit dem Herrn, der ihn so väterlich behütet und geleitet, ein Denkmal seiner Dankbarkeit und Verehrung errichten wollte. Mit besonderer Vorliebe leitete er diesen Bau und bereitete darin eine Begräbnisstätte für sich und seine Familie, worin denn auch am späten Lebensabend sein Leib zur Ruhe kam. Wahrlich, da zeigte es sich recht, wie der Held auch in den wilden und verwildernden Kriegen jenes heilige Gut bewahrt hatte, das seine frommen Eltern ihm als köstliche Mitgabe

fürs Leben in die Seele gelegt hatten. Da offenbart sich der reiche, durchs ganze Leben wirkende Segen einer frommen, christlichen Erziehung als eine ernste und eindringliche Mahnung, zu jedem Elternherzen redend. Er war stets eingedenk seines Todes und der Rechenschaft, die wie alle vor dem ewigen, heiligen und gerechten Richter unseres Lebens ablegen müssen. Dieser Gedanke, wie er bei dem Bau seiner Kirche und der Gruft in ihr ihn erfüllte, begleitete ihn auf allen seinen Wegen, wie im Schlachtengewühle, so in den Zeiten der Ruhe, die ihm selten wurde. Die menschenfreundliche und leutfelige Weise Derfflingers im Leben und Umgang war ausgezeichnet, wie sich dies in der Geschichte des Wiedersehens seines Zeltkameraden kund gab. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß die Soldaten eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihn hatten. Er allein weiß, wie es dem Soldaten zu Mute ist, sagten sie von ihm, darum sorgt er auch für uns, wie ein Vater für seine Kinder. Wenn daher seine Würde zunahm, so war eine allgemeine Lust im Heer, und als er Feldmarschall wurde und mancher Reider ihn scheel ansah, so erblickte darin das Heer eine Ehre, die ihm selbst widerfuhr, und eine Handlung der Gerechtigkeit des Kurfürsten, der freilich auch einen Würdigeren nicht hätte finden können. Außer dem Berkehre, in welchem der Kurfürst amtlich mit ihm stand, bestand auch noch ein anderer, persönlicher, gleichsam außerhalb der Uniform. Gern sah der edle Kurfürst den schlichten, christlich gesinnten, aber auch durch die reichsten Lebensschicksale gereiften Mann bei sich, der die Gabe der anziehenden Unterhaltung in seltenem Maße besaß und auch in den Tagen, von denen man sagt: sie gefallen uns nicht, eine Heiterkeit des Geistes und Frische behielt, wie sie selten in hohen Lebenstagen gefunden wird.

Der Kurfürst freute sich seiner Liebhaberei am Landbau. Es war ja auch eine der lebhaftesten Regentensorgen desselben, für das Aufblühen des Landbaues thätig zu sein. Seine Gesandten mußten neue und nützliche Sämereien senden, und wenn er welche erhielt, war es sein erstes, Derfflinger davon mitzuteilen für seine Gärten.

Die höchste Aufgabe Derfflingers aber blieb es, das Heer wie das Heerwesen im besten Stande zu erhalten. Er sorgte für die gehörige Instandhaltung der Kriegsvorräte ebenso getreulich, wie für die Festungen. Seine Vorschläge fanden willige Gewährung, und daher kam es denn auch, daß zu jeder Stunde das Heer ausrücken konnte, wenn es der Kurfürst befahl und die Not es erheischte. Diese Stunde kam auch schneller, als gut war. Der Kurfürst hielt treu an seinen Bundespflichten, und so war denn der Krieg, welchen Ludwig der XIV. von Frankreich im Jahre 1672 gegen Holland begann und mit solcher Raschheit und solch sicherem Erfolge betrieb, daß der Untergang der Republik nahe schien, eine dringende Mahnung für ihn, zum Schwerte zu greifen. Das klang aber allemal wie ein Freudenruf an das Ohr Derfflingers. Es war ihm nur wohl, wenn die Trompeten schmetterten und die Kanonen donnerten. Der Krieg war sein Element. Der Entschluß, mit der damals ungeheuren Macht Frankreichs den Kampf zu beginnen und so den Zorn desjenigen gegen sich zu reizen, vor dem das Reich zitterte, war in Wahrheit kühn. Wo es aber dem Kurfürsten recht schien, da schaute er nicht rechts noch links. Zwanzigtausend Mann Kerntruppen führte er mit seinem tapferen Derfflinger ins Feld, und ihm folgten der Kaiser und andere Reichsfürsten. Aber jetzt sollten die bitteren Erfahrungen aufs neue beginnen, die der Kurfürst zu machen hatte. Er sollte es inne werden,

wie Oesterreich ihn zu lähmen, ihn bloßzustellen und zu demüthigen suchte. Kaum erreichte die Kunde vom Nahen der Bundesgenossen die Franzosen, als Turenne, der französische Befehlshaber, ihnen mit einem starken und wohlgerüsteten Heere entgegenzog und Miene machte, die Schlacht zu fordern.

Kriegslustig wollte der Kurfürst und sein Derfflinger an die Franzosen: aber der österreichische Feldherr Montecuculi verweigerte die Teilnahme. Er hatte von seinem, im französischen geheimen Sold stehenden Minister Lobkowitz den Befehl erhalten, möglichst zurückzuhalten. Blutvergießen zu hindern, lautete das trügerische Lösungswort, welches die wahre Absicht nur schlecht verschleierte. Da stieg dem alten Derfflinger das Blut in den Kopf. Er knirschte vor Grimm mit den Zähnen, denn sich einmal mit Turenne zu messen, war sein heißer Wunsch. Dem Franzosen einen Denzettel anzuhängen, wäre seine höchste Lust gewesen. Aber da war nichts zu machen. Allein konnte man nichts ausrichten, und so mußte sich das heiße Blut abkühlen, das in den Adern des jugendlichen Greises rollte. Wie hätte man sich in Wien ins Häutchen gelacht, wenn die Preußen eins abgetrieget hätten! Zorn-glühend mußte das Heer ohne einen Schwertstreich zurück, und der Franzose ging über den Rhein. Auch jetzt wollte der Kurfürst drauf, aber der Montecuculi erklärte, er möchte es thun; er selber aber werde nicht helfen, weil er entschiedene Befehle habe. So war er nur der Hemmschuh! Mißmutig und zornig zog Derfflinger in die Winterquartiere, und schwerlich wünschte er den Oesterreichern viel Glück und Heil. —

Bei den Franzosen aber war's wie bei bösen Vuben. Nachsicht und Schonung macht sie lecker. Sie mochten

genau von ihrem bezahlten guten Freunde in Wien wissen, wieviel Uhr es sei und wie man dort den Kurfürsten ansah. Es griffen nun die Franzosen den Kurfürsten selber in seinem Besitze an. Jetzt wird Derfflinger drein schlagen! denkt mancher unter meinen lieben Lesern. Ja, wenn's vom Wollen abhängig gewesen wäre! Aber allein war er zu schwach, und obgleich an Montecuculis Stelle de Bournonville getreten war, so blieb's doch beim — alten. Er half nicht und weigerte jeden Beistand. So war Derfflingers Rächerarm gelähmt. Zu diesen schlimmen Erfahrungen kamen noch andere. Die Winheers in Holland hatten auch vergessen, daß der Kurfürst für sie in die Schranken getreten war. Sie hatten Hilfsgelder versprochen, aber sie behielten sie in ihren Säcken. Auch eine schöne Sorte von Treue! Da hätte ich den alten Derfflinger sehen mögen! — So viel glaub' ich, daß er so wenig für die Pfennigfuchser in Holland, als für den Hemmschuh an der Donau ein Vaterunser zu beten geneigt war, so gerne er auch sonst vergab. Wäre er geschlagen worden, Monsieur de Bournonville hätte sich gemüthlich die Sache angesehen, und die holländischen Geldsäcke hätten ausgerufen: Blexem! und hätten ihre Knasterwolken bei einem „Kopchen Thee“ ruhig in die Luft geblasen.

Friedrich der Große sagte einmal: „Gott behüte mich vor meinen guten Freunden; mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!“ Konnte nicht ebenso der Kurfürst sagen? Leider vermochte er das hier nicht, weil die Feinde zu mächtig waren. Er mußte mit blutendem Herzen Frieden schließen. Um aber seinen tiefgebeugten Derfflinger zu erfreuen, erbat er sich vom Kaiser die Reichsfreiherrnwürde für ihn und erhielt sie auch. Das war ein Pflaster für das blutende Heldenherz, das wohl die

liebende Hand erkennen ließ, die es aufgelegt, das aber die brennende Wunde nicht heilen konnte.

Was ich oben gesagt, daß böse Buben durch Schonung und Nachsicht nur frecher würden, das that sich bald genug an den Franzosen kund. Schon im folgenden Jahre fielen sie in die Pfalz ein und hausten in diesem gesegneten Lande wie Türken und Kroaten, daher sie auch das arme Volk die „Pfalzvergifter“ nannte und noch heute die Redensart gebraucht, wenn es einen bezeichnen will, der recht böshast und wütend drein schaut: er macht ein Gesicht wie ein Pfalzvergifter! Da wurde das buntschekige Reichsheer aufgeboden und der Kurfürst wieder herangezogen. Derfflinger hatte seinen vorjährigen Grimm glücklich überwunden und dachte: es wird ja doch nicht immer so gehen! Er wurde nach Holland gesendet, um an die Geldsäcke zu klopfen, denn sie wollten weniger Hilfgeld geben, als der Kurfürst meinte und auch zum Kriege nötig hatte. Der Derfflinger verstand eine doppelte Redekunst: die des Schwertes, die allerdings immer unmittelbar überzeugt, weil ihre Beweise allemal einschlagen und treffen, aber auch die des Wortes. Nun war er kein Freund vom langen und vielen Reden. Als er sah, daß in Holland der Wind wieder umsetzen wollte und nicht blies, wie er ihn für seine Segel brauchen konnte, machte er auf gute Soldatenmanier rechts kehrt und reiste ab. Das aber machte denn doch die Krämerseelen stutzig, und seine Abreise wirkte mehr, als früher seine Worte. Sie gaben Geld, und Derfflinger hatte die rechte Weise gefunden. Der Kurfürst rückte nunmehr ins Feld und traf mit den Kaiserlichen am Neckar zusammen. Da war wieder der Bournonville, und das Liedlein hatte die Weise von Anno vorm Jahr, die dem Derfflinger noch in den Ohren klang.

Der Kurfürst führte wieder den Oberbefehl, aber wenn's ans Gehorchen ging, hatte Bournonville andere Befehle und war nicht einmal sehr darauf bedacht, sie sonderlich zu bemänteln. Es war Bournonvilles Schuld, daß die Lüneburger ein Treffen bei Enstzheim verloren und von den Franzosen tüchtig geklopft wurden; darüber höhnten die Oesterreicher. Das war das Vorspiel, und man konnte, ohne blind zu sein, merken, wie es weiter kommen würde. Die Soldaten waren zornig, die Generale uneinig. Der Kurfürst hatte guten Glauben und meinte, wenn nur erst einmal die Kanonen donnerten, gäbe sich alles; aber es folgte ein zweites Stücklein: den Kaiserlichen lag die Verproviantierung des Heeres ob. Sie sorgten so meisterlich, daß die Preußen vier Tage keinen Bissen Brot hatten, während sie selbst vortrefflich lebten! Hätte der Kurfürst nicht selber Rat geschafft, seine Soldaten wären verhungert. Derfflinger wußte sich kaum mehr zu halten. Auf sein Drängen rückte endlich der Kurfürst vor und stand bald mit 50 000 Mann dem Feinde gegenüber, der ihn nicht so nahe glaubte. Da war die Stunde gekommen, die alte niederländische Scharte auszuweken; aber Bournonville rückte im Kriegsrat mit einem Heer von Hindernissen heran. Derfflinger schlug sie alle nieder und zeigte, daß es ein Leichtes sei, den Feind tüchtig dazwischen zu kriegen. Ohne weiteres ließ er alles in Ordnung bringen, und der Kurfürst sandte dem Feinde durch einige Kanonenschüsse eine Herausforderung zur Schlacht zu, die er verstand. Aber drüben blieb alles mäusehinstille. — Kein Laut wurde gehört. Derfflinger durchschaute den Streich. — Der Feind war in der Stille entwischt! Derfflinger setzte ihm nach, aber obgleich der Kurfürst befahl, daß Bournonville mit seiner Reiterei die Fliehenden verfolge, so that er es

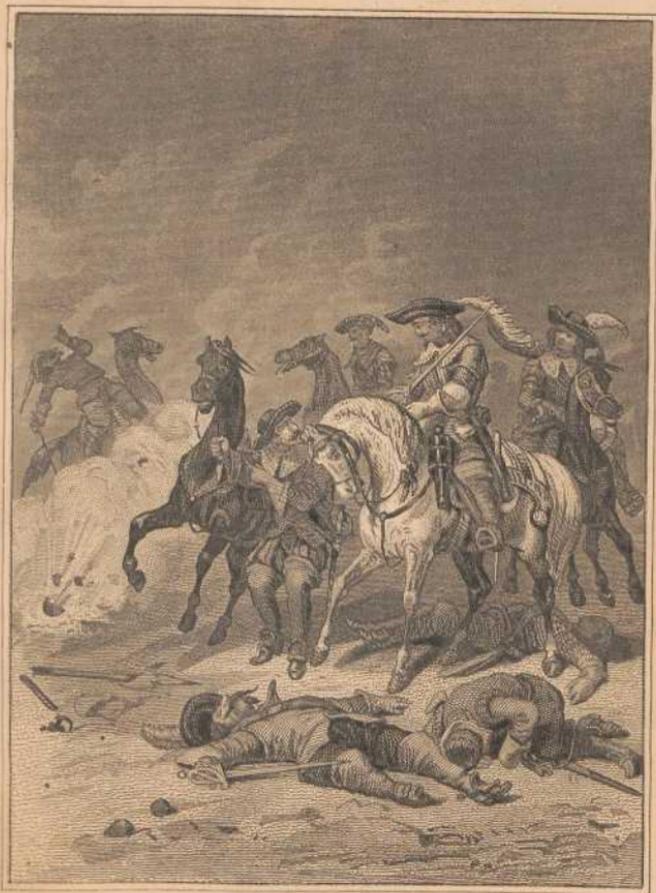
doch nicht, und mit heiler Haut entkamen die Franzosen gerade da, wo man sie in der Falle gehabt hätte.

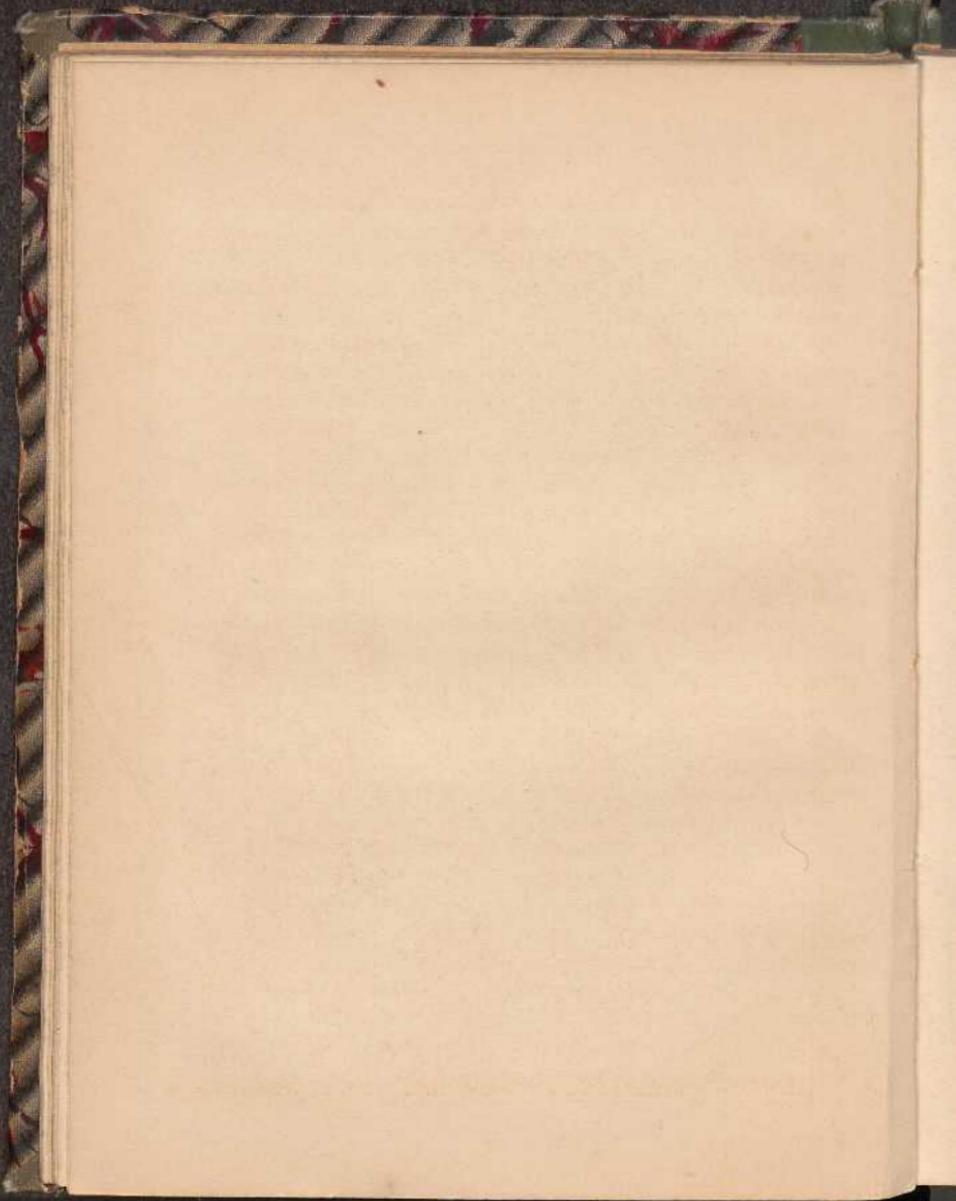
Stündlich trat die Verrätereı klarer zu Tage, bis sie erwiesen war. Bournonville kartete es nämlich so ab, daß, als das Heer endlich die Winterquartiere bezog, Türenne die Kaiserlichen angreifen sollte. Diese flohen, und so war die Flanke des Kurfürsten gänzlich bloßgestellt. Nur der Mut und die Kriegskunst des Kurfürsten und Derfflingers retteten das Heer vom Untergange. Jetzt schlug der Kurfürst Lärm. Er zeigte dem Kaiser die Verrätereı, aber es war leider zu spät, und das Übel wurde durchaus nicht geheilt. Die Franzosen hatten aber, trotz aller Verrätereı, vor dem Kurfürsten und seinem Feldmarschall einen tüchtigen Respekt. Das zeigten sie, indem sie sich alle Mühe gaben, ihn dadurch heimzusuchen, daß sie ihm die Schweden auf den Hals hexten. Das Heer lag in den Winterquartieren in Franken. Der Kurfürst war gebeugt und an der Gicht leidend. Sein Land war von Soldaten entblößt, und über die Absichten der Schweden verlautete Schlimmes. — Die Franzosen hatten eine alte Liebe für den Kurfürsten und die Schweden auch. Werden zwei Schelme einig, so sagt das Sprichwort, so gilt's, einem ehrlichen Manne zu schaden.

So war's hier. In Stockholm arbeitete eine aalglatte Franzosenzunge tüchtig, den Schweden zu zeigen, jetzt sei die Stunde da, Rache an dem Kurfürsten zu nehmen. Das geschah schon, als Bournonville die schönen Händel im Elsaß machte. Und das Ziel wurde erreicht. Ehe es sich der Kurfürst versah, brummten schwedische Kanonen in der Uckermark. Die Schweden fallen ein und haufen in dem armen Lande auf eine Weise, die das Blut gerinnen macht. Und wie bemänteln die Schweden

den schlechten Streich? Sie sagen: die enge Verbindung des Kurfürsten mit dem Kaiser werde ihnen bedrohlich, und die Schuld trage der alte Derfflinger, der als geborener Österreicher dahin neige. Da hatten sie's nun getroffen! Hätten die Kaiserlichen lauter Freunde gehabt wie den Derfflinger, so hätten sie Erfahrungen gemacht, wie der Kurfürst durch sie. Und die Liebe des Kurfürsten mag auch nicht heftig gewesen sein, sollte ich denken! — Den Derfflinger hatten sie aus der Heimat getrieben, und was er in der Zeit seiner Kriegsfahrten von ihnen erfahren, war nicht geeignet, bei ihm Liebe zu erwecken. Ich setze meinen Kopf dran, daß diese Anklage der Schweden so wahr gewesen ist, als ihre Versicherung, ihr Einfall in die Uckermark sei eigentlich gar kein Angriffskrieg. Man konnte einem ebenso gut eine gesalzene Dhrseige geben und sagen, es sei geliebkost! Es klang fast so wie die Rede der Franzosen, als sie Anno 1693 an den Rhein kamen. Wir sind eure Freunde, sagten sie, und bringen euch Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe! Und dabei plünderten sie die Leute aus bis auf das Hemd, schändeten Frauen und Jungfrauen, mordeten wie Tiger und steckten die Häuser friedlicher Bürger in Brand. Nur ein Wort ist wahr gewesen, das: wir bringen euch die Gleichheit; denn sie machten alle zu Bettlern und damit ihnen gleich und sich untereinander. Es ist doch eine schöne Sache um die Wahrheit! Wrangel rückte in die Uckermark vor und schaltete wie in der Uckermark. Die Schweden plünderten, raubten, brandschätzten und thaten ohne Schonung und Erbarmen, was Gott leid war und von der Gerechtigkeit verdammt und verpönt ist.

Da rief der Kurfürst seiner Bundesgenossen Hilfe an; er selbst ging nach Holland und erreichte wenigstens so





viel, daß Holland Schweden den Krieg erklärte; aber der Kaiser und die übrigen Bundesgenossen spielten wieder das alte Spiel, sie regten sich nicht. Im Lande stand's schauerlich. Greuelthaten, wie sie der Dreißigjährige Krieg gesehen, wurden ungescheut verübt. Die schwachen Besatzungen im Lande mußten sich auf die Verteidigung der festen Plätze beschränken. Bisher hatten die Schweden diese in Ruhe gelassen, allein jetzt begannen sie auch diese zu belagern, um sich vollends zu Herren des Landes zu machen. Küstrin, Berlin und Spandau hielten sich wacker, andere aber kamen schlimm weg. Die Not des Landes stieg, und die Feinde, die fast ungestört waren, thaten, was ihnen gut dünkte. Als alle Hilfe von außen fern blieb, als der Landesherr, selber erkrankt, nicht mit Hilfe herbeieilen konnte, da erkannten die Bauern, daß es nun an ihnen sei, selber tüchtig dreinzuschlagen. Sie rotteten sich zusammen, griffen die Feinde an, wo sie sie trafen. Wenn sie auch dem Feinde vielen Schaden zufügten, so war leider eine andere Wirkung unvermeidlich, die nämlich, daß der Feind nur um so erbitterter und grausamer wurde. Auf ihre Fahnen hatten die Bauern das Reimlein gesetzt, welches ihre wackere Gesinnung recht klar ausdrückte:

Wir sind nur Bauern von geringem Gut,
Wir dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut."

Wahrlich, solche Bauern verdienen alle Achtung. Sie waren die tüchtigen Voreltern jener, die Anno 1813 und 1814 den Franzosen auch so ein Liedlein fangen, wenn sie ihnen, wie an der Katzbach, ans Kamisol kommen konnten. Wie mag dem Derfflinger und seinem Heere das Herz geklopft haben, als er, mit der heißen Sehnsucht im Herzen, den Schweden den Rock am Leibe auszuklopfen, doch nicht weiter konnte und nun hörte, was die braven Bauern

thaten? Endlich aber ging's nicht länger. Der Kurfürst ließ die falschen Bundesgenossen laufen und brach Ende Mai auf und war am 11. Juni schon in Magdeburg. Da wurden Märsche gemacht, was das Zeug hielt! Der alte Derfflinger wurde auf dem Gaulle wieder ordentlich jung und ritt mit seinen drei Regimentern um die Wette, so lange es die Pferde aushielten. Das Frohgefühl erfüllte ihn, daß nun Zeit und Stunde da sei, wo kein Hemmschuh hindere, und er seinem Kurfürsten so recht einmal die Pflicht der Dankbarkeit abtragen könne. So ein Gefühl im Herzen haßt die Rasttage, es will zu Thaten kommen. Die Prüfung der Geduld war lange und schwer genug, um ihrer vollkommen satt zu werden und sich nach Gelegenheit zu Thaten zu sehnen. Kaum waren sie in Magdeburg, als der Kurfürst alle Vorbereitungen traf, daß der Feind nichts von der raschen Annäherung des Heeres vernahm. Das war besonders wichtig, wenn man den Vogel im Neste fangen wollte. Gern wären beide, der Kurfürst und sein Feldmarschall, auf den Flügeln des Windes dahin geflogen, aber das über seine Kräfte ermattete Heer bedurfte der Rast. Menschen und Tiere hätten es auf die Dauer nicht ausgehalten. Als sie nun aufbrachen, da ließ der Kurfürst erst einen feierlichen Gottesdienst halten, um den Segen des Herrn zu erflehen und seinen Kriegern das Bewußtsein göttlichen Beistandes zu verleihen. Nach dem Gottesdienst war Kriegsrat, wo Derfflingers Plan, sich in aller Eile und in aller Macht mit der Reiterei auf den Feind zu stürzen, die Genehmigung erhielt. Der Feind mußte hierdurch um so mehr überrascht werden, da er nicht ahnte, wie nahe der Wetterstrahl sei, der ihn treffen sollte, als er im Havellande die Bauern ausfog und preszte. Da thue, meinte der alte

Degen, die Überraschung mehr als die Macht, und der erste Sieg sei die Wurzel und der Keim aller folgenden. Das hebe des Soldaten Mut, wenn er einmal den Feind Fersengeld geben sähe, und das Hasenpanier des Feindes verwandele das des Siegers in das des Löwen. Das war so richtig, als daß zweimal zwei vier ist, und er hatte es in seiner Erfahrung hundertfach wahr gefunden. Nun war der Alte auch ganz der Mann, der so drauffahren konnte wie ein Wetterstrahl, und seine Reiter kannten und teilten seine Liebhaberei, die in den letzten zwei Feldzügen brach gelegen hatte, zu seinem bitteren Leidwesen und zum großen Verdruß des Heeres.

Zum Glücke Derfflingers und zum Unglück der Schweden gab's damals keine so federfixen Zeitungsschreiber wie heute, die, wenn ein Soldat niest, es gleich in alle Welt hineinposaunen, und die Posteinrichtung war auch noch nicht so, daß ein Verräter seine Nachrichten schneller weiter bringen konnte, als die rascheste Armee vorwärts zu gehen vermag. Damals war der Kurfürst bei einiger Vorsicht vollkommen sicher, daß die Schweden den Besuch nicht erführen, bis er bei ihnen anklopfte, um guten Tag zu sagen. Derfflingers Antrag fand allgemeine Billigung, obgleich das Fußvolf nur langsam folgen konnte. Fürs erste wurde eine ungeheure Zahl Wagen herbeigeschafft, um es fortzubringen. Das Dunkel der Nacht begünstigte den Abmarsch aus Magdeburg. Jeder Wagen führte auch einen Kahn mit sich, wodurch das Übersetzen über die Flüsse begünstigt wurde. Leider aber fiel ein ununterbrochener, mehrtägiger Regen, wodurch das Fortkommen unendlich erschwert wurde. Bei dem Dorfe Parchen mußten sie Halt machen. Dasselbst wurden Streifpartieen ausgeschildt, die sich überall umsehen mußten, wie es im Lande mit dem

Feinde sich verhalten möchte, namentlich mit seiner Stellung. Während dies geschah, kam der Landrat von Briest aus Bähne, der schon eine geheime Nachricht empfangen hatte, und meldete, wie es zu Rathenow aussähe. Da lag ein Dragoner-Regiment, das am anderen Tage nach Brandenburg ziehen sollte. Der Landrat eilte sogleich zurück und ließ in aller Eile von seinem Gute Bähne eine große Zahl Fässer voll Bier und Branntwein kommen und den Schweden austheilen, die ohnehin wackere Zechbrüder waren. Da tranken sie sich denn Einen an, daß es eine Art hatte. Die Offiziere lud er zu einem Trinkgelage und trank ihnen zu, daß ihnen Haarzöpfe wuchsen bis auf die Erde. Was sie noch fröhlicher machte, war die Nachricht, die der Landrat verbreiten ließ und den Offizieren als glaubhaft mittheilte, der Kurfürst sei gestorben. Auch eine Anzahl wackerer Bürger waren mit in das Geheimnis gezogen, die auch für ihre lieben Schweden thaten, was nötig war.

Nun rückte das Heer still heran. Zwar hätte ein kleines Scharmügel mit etwa 24 schwedischen Reitern gefährlich werden können, da aber nur drei entkamen und diese von der heranrückenden Macht weder etwas sahen noch hörten, so ging alles vortrefflich, und die Feinde ahnten nichts. In der Nacht rückte das Heer an. Eine Abteilung setzte oberhalb der Stadt über die Havel, um sie von der Südseite anzugreifen; von der Havelseite mußte Derfflinger angreifen. Er selbst trat an die Spitze des Vortrapps, und eine Kriegslift sollte ihm dienen. Von den gefangenen schwedischen Offizieren hatte er das schwedische Feldgeschrei ertrotzt und bekleidete einige seiner Reiter mit den Röcken der gefangenen Schweden. So rückte er ans Thor, gab das Feldgeschrei und verlangte stürmisch, eingelassen zu werden, indem er von einer brandenburgischen

Streifpartie verfolgt werde. Das wirkte. Zwar wollten die Schweden anfangs nicht trauen; endlich aber ließen sie die Brücke nieder, und nun ging's im Hui hinein. Die Wache wurde niedergehauen. Rasch drang er zur zweiten Brücke vor. Da gab's einen harten Kampf. Das hörten die andern Brandenburger und griffen nun von allen Seiten an, schlugen die halbtrunkenen Schweden nieder, öffneten das Havelthor, und nun stürmte Derfflinger herein. Um drei Uhr morgens war die Stadt erobert, die Besatzung war größtenteils zusammengehauen. Fast alle Offiziere aber, die der Landrat beim Abschiedstrunke gut bewirtet, wurden gefangen. Die Kriegsbeute war ansehnlich, die Freude groß. Derfflinger hatte richtig gerechnet. Der erste wohlgelungene Schlag hob den Mut und die Freudigkeit des Heeres. Ohnehin war durch die Überrumpelung dieser Stadt das Heer des Kurfürsten zwischen die zwei Abteilungen des schwedischen Heeres gekommen und hatte ihre Verbindung getrennt. Sobald das Fußvolk und die Geschütze nachkamen, sollte nun rasch fortgefahren werden, um dem Feinde keine Zeit zur Vereinigung zu lassen. Früh morgens aber wurde gemeldet, die in und bei Brandenburg stehenden Schweden zögen sich gegen Fehrbellin, wahrscheinlich, um sich mit den anderen Heeresabteilungen zu vereinigen. Da galt kein Säumen. Alle Nachrichten stimmten damit überein, daß die Schweden bei Fehrbellin ihre Macht sammeln würden. Der Kurfürst folgte ihnen rasch, zersprengte den Nachtrab bei Nauen, noch diesseits des Wassers. Droben aber standen die Schweden wohlgeordnet und gerüstet.

Bei Fehrbellin mußte es zur Schlacht kommen, die leicht das Los der Entscheidung werfen konnte. Derfflinger sah ihr mit Freuden entgegen, denn auf seine Reiter konnte

er rechnen, und bei den Schweden war aus einem schlechten Gewissen und durch den ersten Anfall Furcht und Mißtrauen erwachsen. Das waren bessere Verbündete, als die des Kurfürsten, die ihn im Stiche ließen, als es galt. Die ließen nicht im Stiche! — Im Kriegsrat waren die Generale nicht einig. Ohne das Fußvolk, meinten sie, ginge es nicht. Ein Hauptstreich war es, daß die Streifpartieen des kurfürstlichen Heeres überall dem Feinde die Brücken zerstörten, wobei wackere Förster treffliche Dienste leisteten als Führer. Das Werk gelang, und die Streifpartieen kamen, nachdem sie eine feindliche Abtheilung, die ihnen in den Weg gekommen war, tüchtig getroffen hatten, glücklich zum Haupttrupp zurück. Die Schweden hatten eine gute Stellung, aber sie verließen sie in der folgenden Nacht und zogen sich gen Fehrbellin. Dahin sandte der Kurfürst den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden im Auge zu behalten, sie zu drängen, aber mit dem gemessenen Befehle, sich in kein Gefecht einzulassen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären.

Der Landgraf war wacker dahinter her. Die Schweden hörten zu ihrem Schrecken, daß eine Brücke bei Fehrbellin abgebrochen sei, und nun nahmen sie eine Stellung eine Stunde vor Fehrbellin zwischen den Dörfern Hackelberg und Tarnow. Vor sich hatten sie die Ebene, im Rücken einen Morast, zu ihrer Linken bei dem Dorfe Linum besetzten sie eine Anhöhe mit Geschütz und zur Rechten die Brücke von Fehrbellin. Nach dem Feldgottesdienste hielt der Kurfürst Kriegsrat. Es war bedenklich, bei der Übermacht des Feindes und dem Mangel des Fußvolks, einen Angriff zu wagen. Die meisten waren dagegen. Nur der Kurfürst und Derfflinger waren entschieden dafür, und so ging's denn ans Werk. Langes Ratschlagen ging nicht. Der Landgraf

von Hessen-Homburg war im Eifer der Verfolgung schon mit dem Feinde in Kampf geraten und in der Hitze zu weit vorgebrungen. Jetzt umschlossen ihn die Feinde und er wäre mit allen seinen Leuten verloren gewesen, wenn nicht der Kurfürst, im vollen Rennen eine Meile zurücklegend, zu Hilfe gekommen wäre. Schnell überblickte des Kurfürsten Falkenblick die Lage der Dinge, wo Gefahr drohte und Hilfe nötig war. Er gewährte einen Hügel, den die Schweden zu decken versäumt hatten. Dorthin flog Derfflinger mit seinen Dragonern, besetzte den Platz, und bald donnerten von daher die Geschütze in die Reihen der Feinde. Der Kurfürst selbst eilte dem bedrängten Landgrafen zu Hilfe mit den Worten: „Ich, Euer Fürst, bin nur Euer Hauptmann und will siegen oder ritterlich sterben!“ Das schlug durch. Die Schwadronen wehrten sich verzweifelt. Die Schweden wurden geschlagen und der Landgraf mit dem Reste der Seinen gerettet. Die schwedischen Kugeln aber bewirkten eine mörderische Niederlage unter den verfolgenden Kurfürstlichen und waren fast alle auf den Schimmel gerichtet, den der tapfere Kurfürst ritt; denn die Schweden beabsichtigten nichts Geringeres, als den Großen Kurfürsten aus dem Wege zu räumen, der seinerseits ihnen den Weg zur schmählischen Flucht zu zeigen bedacht war. War es ihnen verraten oder hatten sie den Kurfürsten erkannt — kurz — er schwebte in der größten Gefahr, denn Kugel auf Kugel fuhr gegen die Stelle, und es war klar, wem's galt. Da ritt der edle Stallmeister Emanuel Frobenius an ihn heran und bat ihn, das Pferd mit ihm zu wechseln. Der edle Mann sah die Gefahr und rettete das teure Leben seines Herrn, denn wenige Augenblicke, nachdem der Kurfürst auf Frobenius' Pferd saß, riß eine schwedische Geschützflugel Frobenius tot herunter.

Der starb einen beneidenswerten Heldentod! Aber wo und wann der Name des Großen Kurfürsten genannt wird, sollte auch der Name Froben genannt werden!

Die geschlagene Reiterei der Schweden gewann bei dem tapferen Fußvolke einen Stützpunkt und er holte sich wieder von ihrer Flucht. Gegen acht Uhr des Morgens war der Kampf am heftigsten.

Das brandenburgische Geschütz, das Derfflinger deckte, richtete unermesslichen Schaden in den Reihen der Feinde an. Dies zu erobern, war des Feindes Ziel. Der tapferere Mörner fiel. Viele Offiziere waren gefallen. Da drang der Kurfürst vor an der Spitze der Seinen und mit ihm Derfflinger. Da gab's eine Arbeit! Derfflinger hieb mit den Seinen das ostgotländische Regiment schier ganz zusammen und der Kurfürst das schwedische Leibregiment. Zwei Stunden dauerte der mörderische Kampf. Da wichen die Schweden nach Fehrbellin. Der Rückzug ging noch in Ordnung von statten, da der Morast die Schweden rechts deckte und links ihre Schlachtordnung so fest war, daß der Kurfürst ihnen nichts anhaben konnte.

Jetzt entstand die Frage, ob man ohne Fußvolk den Feind verfolgen solle. Derfflinger, der hauptsächlich durch seine unviderstehlichen Reiterangriffe den Sieg entschieden hatte, rief dem Kurfürsten in seinem Plattdeutsch zu: „Ei wat (was), mit de Eyer in de Pann (Pfanne), ehe Rüfen (Rüchlein) darut (daraus) kommen!“ Er setzte dem Feinde nach und that ihm einen tüchtigen Abbruch, bis die Nacht der Verfolgung ein Ende machte.

Das war ein Sieg, der sich gewaschen hatte!

Die ganze Nacht des Kurfürsten hatte in 2600 Reitern bestanden und wenigem Geschütze. Die Schweden zählten 7000 Mann Fußvolk, 800 Reiter und zehn Stück trefflich

bedienten Geschützes; dennoch siegte Mut und Tapferkeit über diese Übermacht! Hätte der Kurfürst sein Fußvolk gehabt, das aber zehn Meilen zurück war, die Schweden wären nicht entkommen. Fünftausend Mann hatten diese verloren, und die 1500 Toten, die aus ihren Reihen das Schlachtfeld deckten, bewiesen, was Derfflingers Reiterklingen vermochten. Die Wut der Brandenburger gegen die Schweden kannte kein Maß. Sie gaben fast gar keinen Pardon. Alles wurde niedergemacht. Wo Derfflinger hinkam, da war Sieg; denn seine Reiter, die ohnehin längst glaubten, er sei kugelfest, meinten, sie hätten auch einen Teil davon überkommen und hieben ein wie toll und ohne alle Rücksicht und Schonung. Sie hatten die Schweden auf dem Strich!

Tief betrauerte der Kurfürst den Tod des edlen Frobenius. Dem Landgrafen von Hessen-Homburg sagte er: nach den Kriegsgesetzen habe er das Leben verwirkt, aber der Glanz dieses Tages dürfe nicht durch das Blut eines Helden befleckt werden, der, trotz seiner übertretenen Pflicht, doch so wesentlich zum Siege beigetragen habe. Den wackeren Obersten Hennig erhob er zum Edeln von Treffenfeld. Daß Derfflinger nicht leer ausging, als der Fürst die Tapfern anerkannte, bedarf keiner Versicherung. Sein Siegesanteil war zu klar. Die Schweden hatten nicht Lust, noch einmal den Siegern Stand zu halten. Noch während der Nacht, die dem Siege folgte, machten sie sich aus dem Staube. Fehrbellin, der Glanzpunkt im Kriegesleben des Kurfürsten und seines tapferen Derfflinger, war ihnen ein bitteres Andenken für ewige Zeiten. Es war auch schwer zu verwischen! Im Kriegsrathe machte sich die Meinung geltend, man solle nun die Verfolgung einstellen. Selbst der menschenfreundliche Kurfürst machte das Sprich-

wort geltend: man müsse dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen; damit kam er aber dem Derfflinger quer in den Weg. Mit all seinem Feuer rief er: „Mit den Eiern in die Pfanne, ehe Röchlein draus kommen!“ Er fragte, ob denn die Schweden solche Schonung gegen des Kurfürsten arme Unterthanen geübt hätten? Sie hätten geschont, wie der hungrige Wolf, wenn er das Lamm erhasche. Sie haben mutwillig das reichste Maß des Glends über das Land gebracht. Da ist Schonung am unrechten Orte! Niemand widersprach ihm mehr, selbst nicht der Kurfürst.

Als der andere Tag im Osten kaum zu grauen begann, war der alte Held schon wieder im Sattel und hinter den Schweden drein, die er zeitig erreichte. Er warf den Nachtrab auseinander. Um sich zu retten, brannten sie eine Brücke hinter sich ab, über die Derfflinger setzen mußte, wenn er ihnen an die Fersen kommen wollte. Das war kein Hindernis für ihn. Er ließ Bäume fällen, daraus eine feste Brücke bauen, und ehe es sich die fliehenden Schweden versahen, war er wieder hinter ihnen, und sie fühlten seine Nähe; denn er nahm ihnen eine reiche Beute ab und eine große Zahl Gefangener. Sie konnten von Glück sagen, daß sie noch 4000 Mann mit heiler Haut in das mecklenburgische Gebiet brachten, wo sie endlich vor dem Unerbittlichen sicher waren, der ihnen so viel zu schaffen gemacht hatte.

Die waren gezüchtigt; aber Derfflinger hätte sie völlig vernichtet, wenn er allein es nur vermocht hätte. Haß und Gier nach Beute hatten seine Reiter noch befähigt zur rastlosen Verfolgung; aber die Kräfte reichten denn doch am Ende nicht mehr aus. Menschen und Pferde konnten es vor Erschöpfung nicht mehr aushalten. Da erst ließ er nach.

Dieser Feldzug setzte vollends die Krone des Ruhmes und der Ehre auf des Kurfürsten Haupt, und Derfflinger trug seinen wohlverdienten Anteil daran. Beider Ruf durchflog die halbe Welt. Selbst die „getreuen Bundesgenossen“, die sich so wacker im Zaudern und Stehenlassen erprobt, wünschten zu solchem Siege Glück, und Montecuculi ließ, den Sieg zu ehren, dreimal feuern. Der Glückwunsch war verdient! Wäre des Kurfürsten Sache zu Grunde gegangen, dann würde man die weise Rede gehört haben: er hätte auf die Bundeshilfe warten und nicht so hitzig sein sollen und dergleichen. Ja, ja, der hätte auf die Bundeshilfe warten können bis — zum letzten Martinitag, wie man am Rheine sagt; und jedermann kennt dieses bedenkliche Datum! Es ist begreiflich, daß ganz Schweden ein Weh durchzuckte, als die Kunde von dieser Schmach in die heimischen Marken drang. Daß das schwedische Heer, die Scharten seiner Schwerter auszuweken, die Flecken seiner Soldatenehre auszuwaschen, vor Begierde brannte, läßt sich begreifen. Es war aber auch ein vollgerüttelt Maß!

Der Winter von 1676 war sehr hart und begünstigte ungemein das kühne, bis dahin seltene Unternehmen eines Winterfeldzugs; denn die Kriege pflegten meist nur bis zur Winterzeit geführt zu werden; dann bezogen die Heere die Winterquartiere und ruhten sich aus, und erst im Frühling ging's wieder los.

In Schweden war man schnell dazu entschlossen, von der Regel eine Ausnahme zu machen, weil man erwarten mochte, auch das Heer des Kurfürsten bedürfe nach solchen Anstrengungen der Ruhe und Erholung. Überdies setzte man voraus, daß man in Berlin an ein solches Unternehmen nicht denke.

Indessen hatte die Schlacht von Fehrbellin doch vieles geändert. Die Bundesgenossen zögerten nun nicht länger mehr herbeizueilen, um zu helfen, wo alles gethan war.

Der schwedische Feldmarschall Mardefeld brach unversehens in die Insel Usedom ein, nahm Swinemünde weg und trachtete, Wolgast zu nehmen. Er rückte vor die Festung und begann die Belagerung mit einer furchtbaren Kanonade und schnell sich folgenden Angriffen. Allein so schnell, wie die Schweden gedacht, ging das nicht. Die Besatzung hielt sich ritterlich; und der schlaue Kommandant that etwas, was ihm im Siebenjährigen Kriege ein anderer mit Erfolg nachmachte: er begoß nämlich bei heftiger Kälte die Wälle und ihre Abhänge nach außen mit Wasser. Das froh auf der Stelle und bildete eine Eisfläche, an der jeglicher abglitt, der es sich beikommen ließ, im Sturme hinauf zu wollen. Da rutschten denn die Schweden blitzschnell wieder hinab, wenn sie sich mühsam heraufgearbeitet hatten, und, was das Schlimmste war, die Kugeln der Belagerten erreichten sie ohne Anstrengung und sicher. Indessen würde Wolgast sich dennoch nicht haben halten können, wenn nicht ein glückliches Unternehmen, ganz gegen die Rechnung der Schweden, der Stadt neue Streiter, neues Kriegsmaterial und sonstige Bedürfnisse zugeführt hätte.

Bei einem so unerwarteten Überfall konnte nämlich Derfflinger nicht lange ausbleiben. An den Säbeln seiner Reiter waren noch die Flecken von Schwedenblut sichtbar, und schon wieder sollte neues sie färben. Ehe es sich Mardefeld versah, war ihm Derfflinger im Nacken. Da pffiffen die Kugeln wieder, und die Klängen blitzten im Morgenlichte. Wie ein Sturmwind brauste er wieder dahin und fiel die Schweden an. Es fielen wieder Späne

ab, daß es eine Art hatte, und nicht lange, so flohen die Schweden und suchten Schutz hinter den starken Mauern von Stralsund, um nicht länger den blanken Schnee mit ihrem Blute zu färben. Mit diesem Siege nahm ihnen Derfflinger völlig die Lust, in diesem Winter auf neue Unternehmungen zu sinnen.

IV.

So war nun Ruhe, bis die sommerliche Sonne das Land getrocknet hatte. Als der Feldzug begann, hatten sich die Bundesgenossen denn auch besonnen. Besonders nützlich war eine holländische Flotte, welche in der Ostsee erschien und die Schweden abhielt, neue Streitkräfte herbeizuführen, und auch die Dänen waren diesmal dabei. Stettin, diese hochwichtige Festung zu gewinnen, war des Kurfürsten Absicht. Eine lange und förmliche Belagerung hätte das aber erfordert, und dazu war denn doch die Jahreszeit wieder zu weit vorgerückt. Indessen begnügte man sich, die Feste enge einzuschließen und behielt, ernstere Maßregeln zu ergreifen, sich für das folgende Jahr vor. So kam das Jahr 1677, und auch der Augenblick, wo man von drei Angriffsseiten nach ungeheuren Zurüstungen daran ging, diese berühmte Festung mit allem Ernst zu belagern. Derfflinger befehligte das Heer, welches die Belagerung vornehmen sollte. Auch auf das Belagern verstand sich der Held!

Die Belagerten meinten, das lange Zögern sei Schwäche und Mißtrauen in die eigene Kraft. Das zeigt, wie wenig sie Derfflinger kannten. Ihr Übermut stieg noch höher.

Eines Morgens sahen die Belagerer am hohen Turme der Marienkirche in Stettin ein ungeheures Bild hängen, das berechnet war, weithin gesehen zu werden. Es stellte einen spindeldürren Schneider vor, der mit der Schere und Elle auf einem Geißbock saß. Aus der Stadt konnte man das wiehernde Gelächter hören, welches diese Darstellung erweckte.

Ihr merkt schon, liebe Leser, wem es galt. Und Derfflinger? Ei, der lachte aus Herzensgrund. Er hatte ja noch die alte Elle an der Seite hängen zum Ausmessen der „Hundsfüßer“, wie er sie einst dem Franzosen gezeigt hatte. Seine alten Gegner, die Junker vom pergamentnen Stammbaume, kitzelten sich; aber die Soldaten, die ihren „Kugelfesten“ Feldmarschall wie Kinder den treuen Vater liebten, wüteten über diesen Schimpf und schwuren, sie wollten den Stettinern den Schneider schon eintränken, wenn sie erst hinter die Wälle und Mauern kämen. Nun, der Schneider, welcher den Herren Schweden bei Fehrbellin „die Knöpfe abschnitt“, wie man am Rheine bezeichnend sagt, wenn man eine Niederlage ausdrücken will, verstand sein Handwerk und konnte auch Stettin bügeln. Das sollten sie alsbald erfahren; eher, als ihnen lieb war. Der Geschützhobert Weiler war wild und zornig über jene Frechheit, und alsbald begann er den Feinden ein Lieblein mit 150 Feuereschländen zu singen, das ihnen abscheulich in die Ohren klang; der Schneider war bald vom Kirchturm heruntergeschossen samt dem Turme, und das Lieblein klang fort und fort, bis die Stadt ein Schutthausen war. Da hörte das Lachen auf. Der Übermut wich, und der Mut dazu. Jetzt dachten sie daran, wie der alte „Schneider“ wohl mit ihnen umspringen würde. Stettin war noch nicht erobert worden, und sie hatten gemeint, ihre

Festung könne gar nicht erobert werden. Sie kamen aber bald zu einer anderen Ansicht, und die Sorge für das eigene Leben trat denn doch auch hinzu, redete ein gewichtiges Wort zu den Schweden und Stettinern, und der Kommandant Wulff mußte dem von ihm verhöhnten „Schneider“ weichen. Er übergab die Festung dem edlen Kurfürsten.

Siegesfroh, ohne alle Rachegeanken, ritt der alte Herr, an der Seite seines Heldenfürsten, in die Stadt ein. Die tiefgedemüthigten Spötter zitterten; allein das war auch ihre einzige Strafe von Seiten Derfflingers, den der Kurfürst zum obersten Befehlshaber aller Festungen von Pommern machte. Seine Schere hatte wieder tüchtig zugeschnitten, daß es selbst den getreuen „Bundesgenossen“ in die Seele ging. Gebt acht, sagte man: an der Ostsee erwächst ein neuer Vandalenkönig! — Sage mir keiner, der Reid sei blind! Der hatte hier einen prophetischen Blick, der ahnungsvoll in die dunkle Zukunft blickte. Der neue Vandalenkönig an der Ostsee ließ nicht gar zu lange auf sich warten, und er war da! Zu einem rechten Frieden ist es aber trotz der Eroberung Stettins nicht gekommen, und der Kurfürst mußte gerüstet bleiben. Derfflinger sagte: „Puzet die Klingen nicht, es giebt bald wieder Arbeit!“ Ob für ihn? Unser Held war nun 72 Jahre alt. Er hatte in seinen Feldzügen manche Schmarre davon getragen, die ihm aber nie tief unter die Haut ging, auch seine Kraft nicht brach. Dennoch war ein Dorn in seiner Seele. Ob's das nahende hohe Alter war, oder — nun ein Heldenherz ist auch zu verwunden, und sich unverschuldet nach so glänzenden Thaten zurückgesetzt zu sehen, das thut wehe!

Man weiß nicht recht, was die Ursache der Geschichte

gewesen ist. Er forderte seinen Abschied im März des Jahres 1678 mit folgenden Worten: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr! Vor Eurer kurfürstlichen Durchlauchtigkeit erscheine ich mit diesem unterthänigsten Memorial in meiner höchsten Angelegenheit und habe das feste Vertrauen, daß Eure kurfürstliche Durchlaucht in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht versagen werden. Gnädigster Kurfürst und Herr! Eure kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigste Opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigster und getreuer Diener von ganzem Herzen bis auf diese Stunde gewesen bin, ich werde es auch bleiben, so lange ein lebendiger Odem in meinem Leibe ist und bin bei mir selbst versichert, daß ich Eurer kurfürstlichen Durchlaucht so treu und redlich mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gebietet habe, wovon ich bis im Tode nicht lassen will. Und ich danke Eurer kurfürstlichen Durchlauchtigkeit in tiefster Unterthänigkeit, daß Sie mir seithero Dero hohe kurfürstliche Gnade hochmildiglich zugewendet und mir ein Hohes und Großes anvertraut haben. Nun dann aber der liebe Gott mich zu dem höchsten Alter gnädigst kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führet und meine Dienste mir dermaßen schwer machet, daß ich nun nichts so sehr als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückständigen, wenigen Lebenszeit meinem Gotte dienen und mich zu einem seligen Tode desto vernüglicher bereiten könnte: als flehe ich Eure kurfürstliche Durchlauchtigkeit hiermit ganz unterthänigst und demüthig an, mir nunmehr die allergnädigste kurfürstliche Gnade zu erweisen und gegen bevorstehenden schweren Feldzug, da ich die schweren Travailen unmöglich austehen kann,

mich meiner Dienste in Gnaden zu erlassen und dadurch der großen Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch bleiben würde, mich zu entheben. Meine Intention ist gar nicht, Eurer kurfürstlichen Durchlauchtigkeit den Dienst aufzusagen oder deroelben in dem Geringsten zuwider zu leben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken gerate. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren sollte, daß diese meine unterthänigste Bitte Eure kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu einiger Widrigerbewegung veranlasset hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermåßen Eure kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigt versichert sein und glauben wollen, daß, wenn das Vermögen und die Kräfte dem Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlassung meiner Dienste nicht begehren noch suchen wollte. Ich bin auch bereit, Eurer kurfürstlichen Durchlauchtigkeit in allen andern Dingen, außer denen so gar schweren Travailleurs, nach Dero gnädigstem Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen und mich zu alle dem willigt und gehorsamst gebrauchen zu lassen, wozu Eure kurfürstliche Durchlauchtigkeit einen so getreuen Diener kapabel finden werden. Nun wiederhole ich nochmalen mit Eurer kurfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigster Erlaubnis meine unterthänigste und demütige Bitte, mich der schweren Kriegslast zu entbinden und meinen alten, abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen. Ich zweifle nicht, Eure kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden nach Dero hocherleuchtetem Verstande gnädigt konsiderieren meine treu-erleisteten Dienste und die unverdroffene Arbeit, die zur Bezeugung meiner unterthänigsten Schuldigkeit ich allemal ohne Falsch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und

mich auf dieses mein demüthiges Ansuchen mit einer gnädigsten und erwünschten Resolution erfreuen, auch in Dero hohen kurfürstlichen Gnade Ihren allergetreuesten Knecht sterben lassen, der nie anders will erfunden werden, als Euer kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigster und treu gehorsamster Diener

Hans Georg von Derfflinger."

Den Brief wollte ich euch, liebe Leser, gern ganz mittheilen, denn er will mir doch recht wichtig scheinen. Der mag dem guten Alten, der stets ein gutes Konzept im Kopfe hatte, aber lieber mit dem Säbel, als mit der Feder eins ausführte, Arbeit genug gemacht haben. Das sieht man schon daraus, wie sein verwundeter Ehrgeiz mit der Liebe zum Kurfürsten ringt, und wie er alles abwenden möchte, was dem geliebten Herrn unangenehm sein könnte. Es wird ihm ordentlich schwer, es auszusprechen, was er eigentlich will. Trotzdem findet jeder verständige Leser gleich heraus, wo eigentlich der Hase im Pfeffer liegt.

Der Kurfürst brauchte auch für den Brief keinen Dolmetscher. Er kam ihm gerade in dem Augenblick, wo's losgehen sollte, recht quer. Zu verkennen war nicht, daß Derfflinger die Seele seines Heeres war, daß die Soldaten an ihm mit voller Liebe hingen, und es leicht geschehen konnte, daß mit Derfflingers Abgang alle ihm anhängenden Offiziere abgingen. Und ob die Thatenlust des Heeres blieb, das war eine Frage, die zu beantworten leichter war, als ihre Folgen zu tragen. Der Kurfürst war zornig auf Derfflinger, aber er wußte doch seinen Unwillen zu dämpfen. Nun ich euch Derfflingers

Schrift an den Kurfürsten mitgeteilt, darf ich die Antwort nicht weglassen. Es ist diese:

„Wir haben Uns Euer gehorsamstes Memorial der Gebühr unterthänigst vortragen lassen, und daraus ersehen, was Gestalt Ihr Eures zunehmenden Alters halber um gnädigste Dimission gehorsamst ansuchet. Nun hätten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeit, da man sich zum frühen Feldzug rüstet und die Kampagne herannahet, um so viel weniger versehen, weilten Wir sonst jeberzeit eine Willfährigkeit und unverdrossenen Eifer in Beförderung unserer Dienste verspüret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns blamieret, welche zu einer solchen unbequemen Zeit um ihren Abschied angehalten. Daß Ihr bei Eurem zuwachsenden Alter nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wenn es nach beendigtem Kriege und wiedergebrachtem Frieden geschähe. Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermesfen, wenn Ihr jezo, da alles in crisi (im Schweben) stehet, und der Krieg eifriger als vormalen zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quittieren solltet, ob Ihr nicht Eure wohlervorbene Ehre beslecken und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr; aber er hat Euch dabei eine gesunde Leibesconstitution gegeben, kraft welcher Ihr besser, als mancher junge Mann den Kriegsfatiguen gewachsen seid. Wir hingegen sind, nebst einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen, und haben tausendmal mehr Ursache, Uns nach der Ruhe zu sehnen; jedennoch, weilten Unser Vorhaben zu einer beständigen Beruhigung so vieler Tausend Seelen angesehen ist, sind Wir entschlossen, auch den Rest Unserer Kräfte daran setzen, und Unsere eigene Person nicht eher der

schweren Kriegslast zu entziehen, bis solcher vorgesehener Zweck erlangt sein wird. Bei solcher Bewandnis nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bereits bei Uns viel Sauer und Süßes gekostet habet, so ist es ja besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfet, auch der Früchte genießet, welches mit göttlicher Hilfe nach geendigter, bevorstehender Campagne geschehen kann. Wir wollen, wie Wir bisher gethan, schon dahin sehen, daß Euch keine befugte Ursache zu Klagen gegeben werden solle; wann Ihr auch dergleichen zu haben vermeint, habet ihr Uns selber solches anzuzeigen, so wollen Wir denselben schon remedieren (abhelfen). Ihr wißet, wie Wir allezeit in Euren Besten gewesen, und sogar diejenigen, welche Euch nicht wie sich's gebührt beegnen, entweder desgraciret (Unsere Gnade entzogen) und aus Unsern Diensten erlassen, oder nicht en Campagne gebraucht haben. Wir sind auch versichert, Ihr werdet Euch über Uns im geringsten nicht beschweren können, dann Wir ja allezeit beflissen gewesen, die großen und nützlichen Dienste, so Ihr Uns geleistet, zu erkennen. Bei Unserer Miliz (Heer) haben wir Euch zu dem höchsten Ehrenamte, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneigt, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen. Wir zweifeln nicht, Ihr werdet solches alles der Gebühr erwägen und in Unsern Kriegsdiensten, nach wie vor, bis Uns Gott, nach Verleihung ruhiger Zeiten, auch für Unsere Person die Ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger Applikation (Fleiß und Eifer) kontinuierieren (fortfahren), in welchem Vertrauen Wir Euch u. s. w. Gegeben, Köln an der Spree, den 11. März 1678.“

Und wenn auch Derfflinger in diesem kurfürstlichen Schreiben eins und das andere abkriegt, was ihm sein Landesherr, wie man zu sagen pflegt, unter die Nase reibt, so hätte er doch bis in seines Herzens innersten Grund unheilbar verwundet gewesen sein müssen, wenn er nicht hätte in sich gehen, und wenn dies Schreiben ihn nicht hätte herumkriegen sollen. Solche hochachtbare Gesinnung, solche anerkennende Dankbarkeit, solches Wohlwollen mußte den Alten wieder auf die Bahn zurücklenken, welche Pflicht und Gewissen, Liebe und Dankbarkeit ihm vorzeichneten. Unversöhnlichkeit und Hartköpfigkeit lagen durchaus nicht in dem Wesen Derfflingers, und was der Kurfürst von seiner Kraft und Rüstigkeit sagte, war ja doch klar und wahr. Er ritt noch manchen Jungen zu schanden, und als er nach der Schlacht von Fehrbellin hinter den Schweden drein war, konnte es ja der Kurfürst mit eigenen Augen wahrnehmen, denn er war dabei, wie Derfflinger die Strapazen mit einer Leichtigkeit ertrug, als stünde er noch in den Jahren voller, blühender Manneskraft.

So konnte es nicht ausbleiben, daß das Schreiben des Kurfürsten, besonders die wohlwollenden Gesinnungen, die er gegen ihn aussprach, einen tiefen Eindruck auf sein Herz machten. Die Wolken, die seine Stirne beschatteten, verzogen sich schnell, und was ihn geschmerzt, war vergessen. Kaum begann der Feldzug, so stand er wieder an seines tapferen Kurfürsten Seite. Der Jüngling im hohen Greisenalter war wieder die Seele des Heeres, sorgte wieder für alles wie früher und seine Soldaten ahnten nicht, durften es auch nicht wissen, wie nahe die Stunde gewesen war, die den geliebten Führer ihnen zu entreißen drohte.

Der edle Kurfürst bedurfte seiner aber auch mehr als je. Das alte Spiel der Hinterlist und Bosheit begannen

die Bundesgenossen wieder, als die Gesandten in Rymwegen zusammensaßen, um den Frieden zu stande zu bringen. Sie gingen von dem Grundsatz aus, den der Teufel erfunden hat, nämlich: zuerst ich, dann noch einmal ich und dann die anderen; oder sie folgten dem nichtswürdigsten aller Sprichwörter, dem: Selbstessen macht fett! Da sorgte jeder zuerst für sich und scheute sich nicht, alle Schleichwege zu benutzen, welche List, Trug und Falschheit an die Hand geben. Die eignen Vorteile zu mehren, die eigne Macht zu erweitern, war ihr edles Ziel. An gegebene Versprechen dachten sie nicht und um den Bundesgenossen an der Spree, der hart bedrängt war, kümmerte sich keiner. Man ließ ihn zappeln. Ja, hätten sie ihm die Adlerflügel stützen und die Fänge lähmen können, sie würden sich nicht besonnen haben. Dafür war indessen für jetzt noch hinlänglich gesorgt! Es giebt aber Lebenslagen, die der Lenker unsrer Schicksale so recht gefügt zu haben scheint, daß wir Menschen, die wir uns so gern auf Menschen stützen und geneigt sind, unser Fleisch für unsern Arm zu halten, teils auf die eigenen Beine uns stellen lernen, teils nach oben blicken, von wannen allein die Hilfe kommt. Die Lebenswege des Großen Kurfürsten scheinen eine solche Schule Gottes gewesen zu sein. Wo er sich auf Menschen verließ, da fand er Trug und Treulosigkeit; wenn er aber mit frommem Vertrauen selber ans Werk ging, dann gelang es. Es giebt ein Sprichwort, das heißt: Hilf dir selber, so hilft dir Gott; das hat, nur ein klein wenig anders gestellt, eine köstliche Wahrheit. Ich würde es so stellen, wie es das verwandte Sprichwort ausdrückt: Blick nach oben, thu' das deine — dann thut Gott gewiß das seine! Das fand der Kurfürst auch wahr. Derfflinger konnte die unselige Bundesgenossenschaft nicht leiden. Er wäre immer

dafür gewesen, sie laufen zu lassen und mit Gottes Hilfe sich selber zu helfen. Der Kurfürst aber hatte andere Rücksichten zu nehmen nötig. Am Ende kam er freilich auf das, was Derfflinger schon vornherein meinte. Ihm lag zunächst nichts mehr am Herzen, als für sein vom Kriege zerrüttetes, ausgezogenes Land und Volk zu sorgen und für dessen Sicherheit. Die Schweden waren erbittert durch die Unfälle der letzten Jahre und sannten auf Rache an dem Kurfürsten und auf Mittel, ihre Verluste wieder zu ersetzen und ihre Scharten auszuweihen. Jede andere Rücksicht mußte der weichen, im eignen Lande Ordnung herzustellen und den Feind, und zwar den nächsten, zu bezwingen. Im Juli war es, als endlich der Kurfürst, und Derfflinger wieder mit ihm, nach Pommern aufbrachen.

Die festen Städte Greifswald und das unnahbare Stralsund, an dem Wallensteins Macht sich gebrochen hatte, wie die Meerflut an dem Felsen, waren noch in den Händen der Schweden und dienten ihnen, namentlich Stralsund, als immer neue Stützpunkte zu Angriffen. Darauf pochten die Schweden. Überdies hatten sie auf der Insel Rügen und den kleineren, um sie her liegenden Inseln festen Fuß gefaßt, indem sie die Brandenburger und Dänen, die nicht wachsam genug gewesen waren, überrumpelt hatten.

Der Kurfürst erkannte die Notwendigkeit, sie aus diesen Stellungen zu vertreiben, um endlich Ruhe und Frieden zu erringen. Derfflinger schwur, nicht eher das Schwert in die Scheide zu stecken, bis kein Schwedenfuß mehr Pommerns Boden betrete. Lange hatte der Kurfürst vergeblich auf die dänische Flotte gewartet, welche die Ostsee säubern und — soweit notwendig, mitwirken sollte.

Endlich kam sie in Sicht und nun ging's ans Werk. Der September war schon da. Eile und Raschheit mußten die verlorene Zeit ersetzen.

Das Heer wurde eingeschifft. Die Segel standen nach Rügen. Derfflinger befehligte unter der unmittelbaren Leitung des Kurfürsten das ganze Unternehmen, mit Ausschluß dessen, was in das Gebiet der Seeleute gehörte. Wenn auch eine Zeit lang widrige Winde die Flotte von der Landung abhielten, so gelang diese doch endlich, und der Kurfürst beschleunigte dieselbe um so mehr, als die dänischen Hilfstruppen, die bereits Boden gewonnen hatten, der Macht der Schweden nicht gewachsen waren. Die Schweden schossen wacker aus ihren Feuerschlünden auf die Landenden, aber das half nichts. Auch Derfflinger ließ seine Geschütze spielen und bald war er hinter den Schweden, die nun nicht mehr Stand hielten. Kaum hatte Derfflinger zweihundert Reiter auf festem Lande, so saß er im Sattel und war an ihrer Spitze. Mit seinem gewohnten Feuer griff er acht Schwadronen Schweden an, und so groß war die Gewalt seines Angriffs, so entsetzenerregend der Name des alten Helden, daß sie sich zur Flucht wandten und Derfflinger eine Fahne und ein Geschütz nahm und viele Gefangene machte. Wie hoch schwang der Alte die Schwedenfahne! Wie durchglühte sein Feuer seine Reiter!

Da war von Widerstand keine Rede mehr und Königsmark, der General der Schweden, zog sich in die alte Fehrschanze zurück. Als Derfflinger am andern Morgen gegen die Schanze anrückte, sah er, daß ihm die Schweden entwischen würden, wenn er sie nicht rasch faßte, denn sie waren schon am Einschiffen nach Stralsund. Darin bestand der oft schon genützte Vorteil Derfflingers, daß er

den Augenblick am Schopfe faßte und beherrschte mit der Geistesgegenwart und dem raschen Blicke, der ihm eigen war. Das gelang auch hier wieder.

Kaum sah er, was die Schweden vorhatten, als er von Fußtruppen am Strande sie angreifen ließ. Dann saß er mit seinen Reitern ab, stürmte und gewann im ersten Anlauf die Schanze mit all ihren Geschützen und vielen Gefangenen. Die Reiter mäheten gut mit ihren langen Säbeln. Der Verlust Derfflingers war kaum nennenswert.

Auch die neue Fehrschanze fiel bald, da die unter den Schweden dienenden Deutschen sich mit den Truppen Derfflingers verbanden. Rügen ward mit einer fabelhaften Schnelligkeit erobert, und wieder sagte Derfflinger: „Dieser erste Sieg ist der Keim für folgende.“ Der Mut seiner Leute wuchs mit jedem Unternehmen.

Hatte sich auch Derfflinger schon früher nie dem Feuer und der Gefahr entzogen, so war er in diesen Kämpfen mehr denn je voran. Es war, als wollte er durch seine Tapferkeit alles gut machen, was seine Bitte um den Abschied verdorben haben könnte. Das war um so wichtiger, als die Macht des Kurfürsten weniger durch die Zahl, als durch ihre Tapferkeit zu wirken angewiesen war. In solchen Lagen entscheidet ein Beispiel, wie es Derfflinger gab, stets, und er allein that, was ein Regiment nicht hätte thun können.

Durch eben so raschen Angriff fiel die Insel Dänholm, und jetzt ging's an Stralsund.

„Und wenn's mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so muß ich es doch haben,“ hatte einst Wallenstein gesagt und hatte doch abziehen müssen von Stralsund.

Für den alten Derfflinger gab es das Wörtlein „langsam“ nicht. Wie er Stralsund erobern wollte, das

hatte er bei Stettin gezeigt. Der Kurfürst mußte, daß er die Kraft hatte, sein Ziel zu erreichen. Da dachte er: laß den alten Feuergeist gewähren! Und das war sehr wohlgethan. Da begannen denn alsbald die Kanonen zu donnern, daß der Erdboden zitterte. Die in Stralsund mochten denken: hat der große Wallenstein ein Heer vor unsern Mauern hingeopfert und ist uns nicht ans Kamisol gekommen, so wird's der Handvoll Preußen auch nicht gelingen und verwarfen alle Anträge zur Übergabe. Nun redeten die Kugeln ihre mächtige Sprache. Die Sprache war aber eine so nachdrückliche, daß, nachdem 152 Feuerschlünde geredet hatten, die Stadt in lichten Flammen stand und die Bürger die weißen Fahnen aussteckten. Da schwiegen die Kanonen; aber als der alte Derfflinger gegen das Thor heranritt, die Vorschläge zu hören, wurde er von den Schweden abscheulich heimgeschickt.

Das wurmte den alten Degen, und er sah, daß es nur eine List gewesen war, Zeit zu gewinnen, um die Feuersbrunst zu löschen, was ihnen auch größtenteils gelang.

„Aber wartet,“ rief der alte Feldmarschall, „ich will euch schon aufspielen zum Tanze!“ Und das Feuern begann wieder mit einer solchen Wut und Macht, daß in der kürzesten Zeit die Hälfte der Stadt in Schutt und Asche lag. Selbst die Schweden konnten es auf den Wällen nicht mehr vor Hitze aushalten, so wüteten die Flammen. Jetzt waren die Ketten gebrochen, die für Wallenstein die Festung an den Himmel gebunden hatten. Die Schweden sahen, daß es Matthäi am letzten war, und machten jetzt Vorschläge zur Übergabe. Die Menschenfreundlichkeit des Kurfürsten gestattete ihnen freien Abzug, wozu freilich Derfflinger, der sie gerne gefangen hätte, schein sah. Sie kehrten nach Schweden zurück.

Aber mit welchen Gefühlen rückte Derfflinger am 20. Oktober an der Seite seines Landesherrn in die Festung ein? —

Es war der Winter da, und Greifswald war noch in den Händen der Feinde.

„Kehrt!“ rief Derfflinger, und ohne Aufenthalt rückte er nach Greifswald vor. Er hatte den Schlüssel zu allen Festungen gefunden. Der täuschte nicht. Kanonen hieß er. Und wie bei Stettin und Stralsund, so machte er's vor Greifswald. Es regnete wahrhaft Kugeln auf die Stadt. Das Feuer wütete in den Gassen; Häuser stürzten ein. Man sah, der Alte rastete nicht. Ob eine Stadt oder ein Trümmerhaufen, das galt ihm gleich, aber haben mußte er sie. Da konnte das schwächere Greifswald nicht widerstehen, wo Stralsund gefallen war. Am 6. November war es in des Kurfürsten Händen, und die Schweden waren aus Pommern vertrieben.

Da zog Siegesjubel durch das ganze Land, und: Herr Gott, dich loben wir! klang's in allen Kirchen. Da war den Schweden vergolten, was sie an dem Kurfürsten und seinem Lande verübt. Jetzt, wo die Welt staunte über solche Siege und Erfolge, war Grund genug vorhanden zu der Hoffnung, daß nun der Friede schnell werde geschlossen werden, und die Völker einmal wieder frei aufatmen könnten. Selbst der Kurfürst rechnete auf Frieden und sah ihm freudig entgegen, damit sein armes Land und Volk endlich einmal von den Wunden könne geheilt werden, die ihm die Jahre des Krieges und des Unglücks geschlagen, und die nicht heilen konnten, wenn immer neue Kriege sie wieder aufrißen. Aber am Herzen der Schweden nagten die erlittene Schmach, die Verluste. Ihr Haß auf den Kurfürsten, und besonders auf den alten Derfflinger, kannte

keine Grenzen. Ruhig zu bleiben und das Erlittene in der Stille zu verwinden, war ihnen nicht möglich. Auch die letzten Kräfte wurden aufgeboten, den Krieg fortzusetzen und das Verlorene mit dem Schwerte zurückzuerlangen.

Diesmal kam Feldmarschall Horn mit 16 000 Mann und fiel in Preußen ein. Die Wut gegen den Landesheerrn büßte das arme Land. Die Schweden machten schier alles der Erde gleich, wohin sie kamen.

Wohl befanden sich Besatzungen im Lande, aber es waren ihrer zu wenig gegen die Macht der Schweden, und selbst ein ihnen zur Stütze gesandtes Hilfsheer, das freilich klein war, richtete nichts aus. Was die Sache noch bedenklicher machte, war der Umstand, daß der König von Polen, auch ein „Bundesgenosse“ des Kurfürsten, Miene machte, sich mit den Schweden zu verbinden.

Da zeigte sich wieder die Treue der Bundesgenossen im schönsten Lichte!

Wie stand's nun um die schönen Träume des nahen Friedens? Wie stand's um die schönen Pläne, dem armen Lande die Ruhe zu gewinnen? Das alles zerrann. Denn kaum war auf dieser Seite die Ruhe erkämpft, und der Feind verjagt, so brach er dort wieder ein.

Mit tiefem Schmerze blickte der Kurfürst zum Himmel. Der Siegesjubel wurde zur Wehllage.

Die Truppen des Kurfürsten wurden vertrieben und das Land eine Wüste unter den Verheerungen des Krieges.

Wo aber ist Derfflinger in der Stunde der Not und Gefahr? — fragen viele meiner lieben Leser, die mit Teilnahme dem Helden auf seiner blutigen Bahn gefolgt sind. —

O, der war bei der Hand! Der riet, ordnete, sorgte für Kriegsvorräte und schaffte ein Heer, indem er aus Westfalen und Pommern die Besatzungen heranzog, und

werben ließ, daß es eine Art hatte. Das war ein Stück Arbeit! Die alte Mut gegen die Schweden kochte in seinem Herzen. Diesmal wollte er ihnen ans Leder, und wenn der Kurfürst wieder Barmherzigkeit üben wollte, sollte es so leicht nicht werden, wie zu Stralsund und Greifswald! Er war wieder Feuer und Flamme, gönnte sich weder Rast noch Ruhe, bis er endlich ein Heer zusammen hatte, mit dem er etwas anfangen konnte. Als er so weit war, hielt ihn nichts mehr auf.

Der Winter war ungemein heftig. Das förderte wohl, aber hemmte auch wieder in vieler Beziehung. In Geschwindmärschen rückten der Kurfürst und Derfflinger nach dem Kriegsschauplatz. Je näher sie kamen, von je mehr Greuel sie hörten, desto mehr drängte alles zur Eile. Beispiellos waren die Märsche, die das Heer machte. Dennoch waren die Soldaten voll Mut und Siegeshoffnung, denn ihr treuer Feldmarschall war ja bei ihnen, und der hatte den Sieg in Pacht.

Solange die Schweden keinen andern Feind vor sich hatten, als die kleinen Häuflein der Landbesatzungen, hatten sie guten Mut; als aber die Nachricht kam, der Kurfürst und Derfflinger nähten, seien ihnen fast unter den Augen, da fiel ihnen das Herz in die Schuhe. So groß war der Schrecken, der den Helden aus Pommern gefolgt war! Selbst Feldmarschall Horn verlor völlig den Kopf. Er ließ den Rückzug antreten.

Damit ihnen die Schweden nicht entwischten, ließ der Kurfürst den General von Goerzke, der bei Königsberg stand, rasch vorrücken, um die Schweden aufzuhalten. Der Kurfürst folgte in Eile. Er ließ das Fußvolk in zusammengebrachten Schlitten über das frische Haff nach Königsberg bringen.

Zwischen Tilsit und Ragnit stand endlich Horn. General Goertzke und Treffensfeld wurden mit Reitern vorausgeschickt, um wieder den Feind zu beschäftigen, damit der Kurfürst und Derfflinger nur mit ihren Truppen nachkommen könnten. Alle Pferde und Schlitten der Umgehend wurden aufgeboten, um das kampfbegierige Kriegsvolk über das kurische Haff zu bringen; dann wurde in grimmiger Kälte noch ein Eilmarsch gemacht, und als am Morgen die Pferde eben fütterten, und die fast erfrorenen Soldaten sich wärmten, kam ein Eilbote und meldete, Treffensfeld habe zwei schwedische Regimenter vernichtet. Gleich darauf kam der tapfere Soldat selbst, brachte zehn Fahnen und ging als Generalmajor von dannen.

Hei, was hebte da der Derfflinger vor Lust, wieder einmal an die Schweden zu kommen!

Goertzke erhielt den Befehl, den Feind unausgesetzt zu verfolgen. Endlich erreichte er den Nachtrab, den Horn selber befehligte, und traf ihn aus dem Fundamente. Jetzt ging's heidi! Der alte Derfflinger war um sein Vergnügen rein betrogen, so liefen die Schweden.

Wie ärgerlich er war, ist gar nicht zu sagen! Er bekam keinen Feind mehr zu Gesichte, als den gefangenen. Alle Arbeit war umsonst, alle Freude dahin. Das war eine Hasenhege, wo der Jäger nicht zum Schusse kommt.

Mit den Schweden kam eine wahre Todesfurcht nach Livland. Die Livländer meinten, die Preußen seien schon da, und den Derfflinger malten die Schweden schrecklicher, als den „Gottseibeius“. Selbst die Stadt Riga zitterte und bebte, weil sie im Geiste das Schicksal Stralsunds vorausfah.

Aber der Kurfürst ließ die Generale von Schöning und von Treffensfeld den Feind verfolgen, und kehrte mit

Derfflinger und dem Hauptheer nach Königsberg zurück, um seine Soldaten ruhen zu lassen nach den erduldeten Strapazen. Die beiden Generale trafen sie noch tüchtig, und Horn brachte von seinen 16 000 Mann noch — 2500 Mann zurück, die anderen waren umgekommen.

Nicht in den glänzenden Schlachten, sondern in der Schnelligkeit und Kraftentwicklung lag der Ruhm dieses Feldzuges; allein Derfflinger war dennoch darüber höchst unmutig, denn er war nicht zum Schlagen gekommen; er hatte die Schweden nicht mit seinem Dragonerfäbel erreicht. Das, was an dem Feldzug die Welt pries, genügte ihm nicht, weil Hunger, Kälte und Seuchen geholfen hatten an dem Untergange des Feindes. Das waren aber auch Bundesgenossen und wirksamere, als die andern. Der Napoleon hat sie Anno 1812 auch kennen gelernt, daß sich Gott erbarme! Freilich er nicht, aber doch sein armes Heer.

Während dort die Schweden einen Beweis von Schnellfüßigkeit gegeben hatten, in der es ihnen kaum andre gleich thun konnten, arbeiteten die Bundesgenossen so vortrefflich, daß der Kurfürst wahrhaft preisgegeben war. Sie schlossen den Frieden von Nymwegen und ließen den Kurfürsten Frankreich gegenüber allein. Nur Dänemark stand ihm noch zur Seite; aber das fiel nicht ins Gewicht. Das war ein Meisterstücklein, das man freilich nicht beim rechten Namen nennen mag! — Der König von Frankreich — und der Kurfürst von Brandenburg! Und sein Land war zerrüttet, seine Kassen erschöpft! Es war Ludwig XIV., der die Pfalz verwüstet, der seine protestantischen Unterthanen abschlachten ließ — der nun mit einer Macht, die eine Riesenmacht war gegen die des Kurfürsten, in das westliche Gebiet einfiel. Dreißigtausend warf er in

das Herzogtum Cleve; zehntausend in das Fürstentum Minden. Da stand ein Heer von vierzigtausend Mann im Lande, und der Kurfürst war mit allem, was er hatte, dort hinten in Preußen! Keine Hand bot sich ihm zur Rettung; Dänemark konnte nichts ausrichten. Wälzte der Feind sich weiter, so war er verloren, und sein Land dazu auf Jahrhunderte.

Was blieb da anders übrig, als Frieden zu suchen?

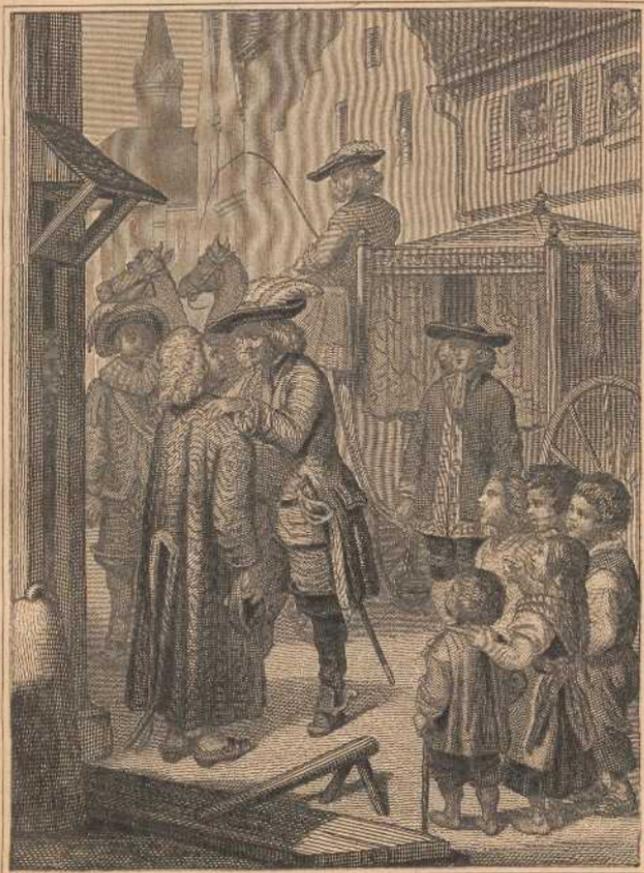
Aber unter welchen Bedingungen? Der übermütige Franzose war wenigstens ein treuer Bundesgenosse Schwedens. Er verlangte, daß der Kurfürst alle Lande und Festungen, welche er Schweden entrissen hatte, zurückgebe! Alle Siege und ihre Früchte waren dahin, alle Opfer umsonst gebracht, alles tapfere Blut umsonst vergossen!

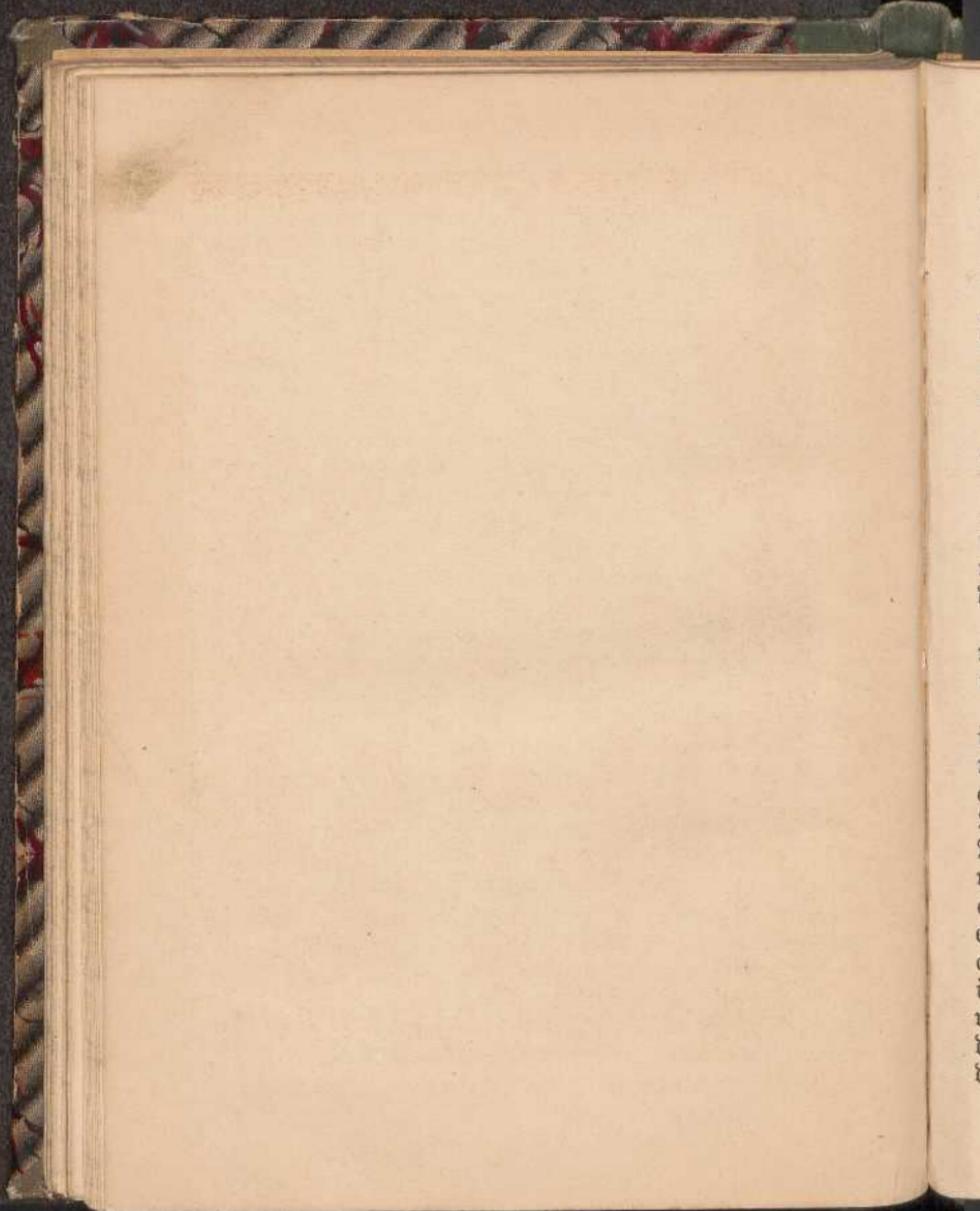
Für den tapferen Helben redete kein Mund, hob sich keine Hand. Der Reichsfürst wurde preisgegeben!

Die Unterhandlungen wurden begonnen, und nur Geringes noch erzielt. So blieb's. Der Friede zu Saint Germain en Laye wurde am 29. Juni 1679 unterzeichnet. —

Derfflingers Herz blutete, aber es war einmal nicht zu ändern. Der Ölzweig des Friedens hatte scharfe Dornen. — Doch der Kurfürst und Derfflinger waren fromme Christen. Sie trugen das Unvermeidliche als Schickung Gottes.

Aber auch im Frieden blieb Derfflinger bei seinem Herrn, betraut mit den wichtigsten Ämtern. Er trug den Lorbeerkranz des wohlverdienten Ruhmes um das Haupt, den ihm niemand verkümmern konnte. Arbeit hatte er genug. Er war Statthalter von Hinterpommern und Ramin; er hatte die Aufsicht über sämtliche Festungen, den Oberbefehl über sämtliche Truppen und andere Ehrenämter mehr. Er lebte abwechselnd in Berlin, wo ihn sein





Fürst in hohen Ehren hielt, und auf seinen Gütern, wo er sich mit Landbau, und vorzüglich mit seinen Gärten beschäftigte, die weit und breit ihrer Schönheit wegen berühmt waren. Seine Familie war zahlreich. Von ihr geehrt und geliebt, lebte er froh und glücklich. Aber auch das Familienleid sollte er empfinden. Sein jüngster, hoffnungsvoller Sohn fiel im Jahre 1686 im Türkenkriege vor Ofen.

Besonders thätig war er, als nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, welches den Protestanten in Frankreich die Religionsfreiheit verliehen, eine Menge tüchtiger Auswanderer eine Zuflucht in Preußen suchte und fand. Er sah in ihrem Lose das seiner Eltern in seiner Jugend, und unterstützte seinen Landesherrn wader in seinem Werke der Menschlichkeit, welches für Preußen so schöne Früchte trug.

Aber so zufrieden und glücklich er auch lebte, die Tage waren doch da, von denen die Schrift sagt, „sie gefallen uns nicht“.

Nun, er war nicht undankbar! Gottes Vaterhand hatte ihn beschützt, ihn gesegnet. Darum konnte er doch dem nicht entgehen, was bei seinen rüstigen Kräften länger ausblieb, als bei anderen. Es suchte ihn durch ein längeres Leiden heim, und sein Landesherr bedurfte rüstiger Kräfte. Darum entließ er ihn in gnädiger Weise seines Oberbefehls und übertrug ihn dem Marschall Grafen Schomberg, der auch aus Frankreich ausgewandert war. So mild und edel sich auch der Kurfürst dabei benahm, es schmerzte den alten Degen doch! — Das war eine Schwäche; aber es ist doch auch ein schmerzliches Gefühl, nach einem thatenreichen Leben — überflüssig zu werden! Ruhiger die Lage der Dinge erwägend, söhnte er sich dennoch mit dem Gedanken aus — obwohl er nicht ohne Empfindlichkeit dem

Kurfürsten geschrieben hatte, wenn er auch jetzt leidend wäre, so hoffe er doch bald seinem Amte wieder vorstehen zu können. Er genas wieder, aber er blieb außer Thätigkeit.

Leider erlebte Derfflinger den Schmerz, seinen geliebten Kurfürsten zu überleben. Es beugte ihn tief, und mit ungeheucheltem Schmerze folgte der Held dem Helden zum Grabe, mit dem er in so vielen Schlachten gekämpft und gesiegt, mit dem er Leid und Freud getragen in langer Reihe der Jahre.

Auch bei dem Nachfolger, Friedrich III., blieb Derfflinger in hohen Ehren. Er ging sogar noch einmal mit ins Feld, als der Krieg mit Ludwig XIV. wieder ausbrach.

Seine reiche Erfahrung brachte man, und er blieb nicht aus. Er folgte dem Kurfürsten nach Flandern im Jahre 1690. Der Feldzug blieb ohne bedeutenden Erfolg, und Derfflinger kehrte nun heim zur völligen Ruhe. An dem folgenden Krieg nahm er keinen Anteil mehr.

Auf dem Lande, im Kreise seiner Familie lebend, genoss er den wohlverdienten Frieden. Seine Zeitgenossen rühmten seine aufrichtige, christliche Frömmigkeit. Als das Licht seiner Augen schwach wurde, ließ er sich fleißig aus Urndts wahrem Christentume vorlesen, aus dem Buche, das ihm einst seine fromme Mutter mit auf die Wanderschaft gegeben hatte. Es war sein teuerstes Kleinod und begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, ohne daß er sich jemals davon trennte.

Er war ein wohlgebildeter, starker, großer Mann von edler, fester Haltung und war zum Soldaten, aber auch zum Befehlen wie geschaffen. Er hatte starkes, krauses Haar, eine breite Stirne, starke Augenbrauen, sehr scharfe, lebhaftige Augen, eine große Nase, starkes Kinn, volles Gesicht. Er trug einen Schnurrbart und einen kleinen Knebelbart.

Als Feldherr war er mit Recht berühmt, ausgezeichnet durch seinen klaren Blick und ebenso rasches, entschiedenes Ausführen. Seine Angriffe waren unwiderstehlich. Er riß alles mit sich fort. Seine Soldaten verehrten ihn außerordentlich und folgten ihm blind in den Kampf, weil sie sich überzeugt hielten, er könne nur siegen. Weil er nur selten und nur unbedeutend verwundet wurde, so bildete sich der Aberglaube unter dem Heere, er sei kugel- und stichfest.

Gegen die Soldaten war er äußerst leutselig und freundlich, was ihm die Herzen sehr gewann. Im Dienste war er streng, doch nie barbarisch. Von seiner Art, mit den Soldaten zu verkehren, zeugt eine Begebenheit vor vielen. Einst sah er mit einem Unteroffizier in einer Festung einen Kasten voll Thalerstücke. Der Unteroffizier, der nie eine solche Menge Geldes gesehen, war von dem Anblick solchen Reichthums so außer aller Fassung, daß er erschrocken zurückwich. Derfflinger bemerkte es lachend und befahl ihm, sich eine tüchtige Hand voll davon zu nehmen. Da erschrak der Unteroffizier noch mehr. Als er es nicht thun wollte, griff Derfflinger tüchtig hinein und steckte es ihm mit den Worten zu: „Nimm Er's nur, närrischer Kerl, so etwas kommt doch nicht oft an dich.“

Da konnte es nicht fehlen, daß sie ihn liebten. Im Felde sorgte er getreulich, daß es ihnen nicht mangelte. Trat es doch einmal ein, so litt er mit und mochte sich nicht üppig nähren, während sie darben. Das wußten seine Reiter wohl. Ihn zum Führer zu haben, war ihr Stolz. Darum that der Kurfürst alles, ihn sich zu erhalten, als er einmal aus verletztem Ehrgeize zurücktreten wollte. Bei einem geworbenen Heere war das eben keine Kleinigkeit. Auch die Offiziere hielten ihn hoch und wert.

Seine Kriegskenntnisse stammten alle aus der Schule der Erfahrung; denn zu einem gelehrten Studium kam es bei ihm nicht. Er hielt auch nicht viel darauf. Selbst vom Geschützwesen und vom Festungsbau hatte er ungewöhnliche Kenntnisse, aber auch sie waren aus rein praktischer Anschauung hervorgegangen. Er war ein Mann der That. Zwar auch im Räte war er weise, aber kam ihm einer mit allzugroßer Vorsicht oder langsamer Berechnung in die Quere, der bekam sein Teil. Es war so eine Reiterart in ihm, die rasch handeln wollte und mußte und dieser Art verdankte er seine Erfolge. Die Klugheit, die dem Feldherrn rät, sich nicht auszusetzen, war die feine nicht. Am liebsten war's ihm, wenn er an der Spitze seiner drei Regimente, selber einer der wildesten, mit einhauen konnte. Hinter der Fronte war für ihn die Schmach.

Stolz kannte er nicht. Seine Herkunft verhehlte er nie. Nur durfte keiner darüber spotten — sonst ging's ihm schlimm, wie es der Franzose erfuhr, den er mit der Elle an seiner linken Seite messen wollte.

Sein Jugendunterricht war, wie ich erzählt habe, sehr dürftig, aber sein ungewöhnliches Talent ersetzte vieles. Seinen Namen unterschrieb er gar zierlich und schön; aber sonst diktierte er alles, weil's mit dem Schreiben nicht förderlich ging. Eben dieser Mangel an gründlicher Jugendbildung gab zu mancher komischen Geschichte Veranlassung.

So hatte er einst den Bericht eines Rittmeisters empfangen, den er ausgespickschickt hatte, den Feind und seine Stellung auszukundschaften. Der Rittmeister schrieb ihm einen Zettel mit der Meldung und setzte neben das Datum das lateinische Wort *Raptim*, was so viel heißt, als er

habe den Zettel in Hast und Eile geschrieben. Das verstand Derfflinger nicht und meinte, das sei der Name des Ortes, von wo aus der Rittmeister den Bericht geschrieben. Lange suchte Derfflinger auf der Karte und als er keinen Ort finden konnte, der Raptim hieß, wandte er sich an seine Adjutanten und sagte: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf beordert, aber der Teufel hat ihn nach Raptim geführt, und wie ich auch suche, ich kann das verdammte Nest nicht finden.“ Als ihm nun ein Offizier das Wort erklärte, rief er ärgerlich aus: „Ei, so hätt' der Narr mögen auf gut deutsch hinschreiben: in Eil, und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützen Suchens erspart!“

Ein anderes Mal wurde ihm berichtet, die Truppen könnten nicht so rasch vorrücken, weil die Defilés sie aufhielten. Der gute Derfflinger, der gewöhnlich, wenn er sich gehen ließ, Plattdeutsch redete, verstand den Sinn des Wortes nicht und meinte, der Berichterstatter rede von Defels — das heißt: Teufeln. „Schlagt die Teufels tot!“ rief er zornig aus, „wer wird da lange Umstände machen!“

Er war immer zornig, wenn die Leute lateinische oder sonst ausländische Ausdrücke gebrauchten. Er selbst radebrechte fremde Namen auf die köstlichste Art. So nannte er den spanischen Gesandten Castanaga nicht anders als Kaspar Nagel. — Freimütig und bieder, einfach und ehrlich, liebte er Scherz und Laune. Am Hofe aber wußte er sich in die feinen Sitten und die Formen höfischen Lebens wohl zu finden, und so gerne er auch frisch von der Beber weg redete, oft derb und kräftig, so konnte er auch fein und gewandt sein, und klug das zurückhalten, was auszusprechen unklug war. Er war, obgleich nichts weniger

als knauserig und knickerig, doch ein guter Haushalter und besaß ein bedeutendes Vermögen.

Seine Ämter trugen ihm viel ein und auch von seinen drei Werbe-Regimentern hatte er bedeutende Einkünfte. Auch von dem Kurfürsten empfing er reiche Geschenke und Belohnungen. Er hinterließ ein sehr bedeutendes bares Vermögen und herrliche Güter, welche er theils erheiratet, theils angekauft hatte, und ein köstliches Haus, das noch steht. Er war zweimal verheiratet. Aus der ersten Ehe hatte er nur eine Tochter, aus der zweiten aber fünf, die alle gut verheiratet waren bis auf eine, die unvermählt starb. Zwei Söhne hatte er aus erster Ehe. Beide bildeten sich wissenschaftlich aus und wurden Militärs. Im Jahre 1686 blieb der jüngste im Türkenkriege, wie bereits erzählt worden ist. Der älteste nahm 1691 seinen Abschied, um sich ganz der Pflege seines alten Vaters zu widmen. Später wurde er, nämlich nach Derfflingers Tode, wieder Soldat und stieg bis zum Generalleutnant. Im Jahre 1740 erlosch der edle Name ganz.

Hochbetagt und lebensmüde starb der edle Held am 4. Februar 1695, fast 89 Jahre alt, und mit vollem Bewußtsein, ruhig, friedlich und gläubig.

Seinem Willen gemäß war sein Leichenbegängnis einfach, und in der Gedächtnisrede, die ihm der Pfarrer zu Gusow hielt, wurde, weil er es so verlangt hatte, auch nicht das mindeste von seinem Leben und seinen Thaten erwähnt.

War auch, möchte ich zum Schlusse sagen, nicht notwendig, denn damals lebten seine Thaten noch in aller Gedächtnis und für die Nachwelt hat sie die Geschichte aufgezeichnet.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Durch jede Buchhandlung, sowie von mir direkt zu beziehen:

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von

W. D. von Horn.

(W. Bertel.)

Dritte, verbesserte Auflage.

Mit 4 Stahlstichen und 35 Holzschnitten.

20 Bogen auf feiniertem holzfreiem Papier.

Elegant kartoniert Preis 1 Mark.

Elegant gebunden mit Deckelprägung 1 Mark 50 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meist gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungehörten Gang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers bürgen.

Ausführliche Verzeichnisse gratis und franko.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Verlag von Stephan Getzel, Altenburg, S.-A.

Durch jede Buchhandlung, sowie von mir direkt zu beziehen:

Aus der Maje.

Band I—VIII.

Erster bis vierter Band:

Erzählungen

von

W. D. von Horn.

(W. Vertel.)

Vier Bände broschirt à 1 Mark, elegant und
dauerhaft gebunden à 1 Mark 60 Pf.

Fünfter bis achter Band:

Erzählungen anderer Autoren.

Broschirt à 1 Mark, gebunden à 1 Mark 60 Pf.

Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen;
broshirt à 1 Mark, gebunden à 1 Mark 60 Pf.

Die große Anzahl starker Bände der „Maje, ein Volksbuch für alt und jung im deutschen Vaterlande“, fehlt seit einer Reihe von Jahren gänzlich. Da nun fortwährend dieses gute deutsche Volksbuch verlangt wird, so war es geboten, die Erzählungen neu aufzulegen und damit dem deutschen Volke einen Dienst zu erweisen.

Ausführliche Verzeichnisse gratis und franko.

Verlag von Stephan Getzel, Altenburg, S.-A.

9
t
e
z
t

11.50

7809

755

10-486

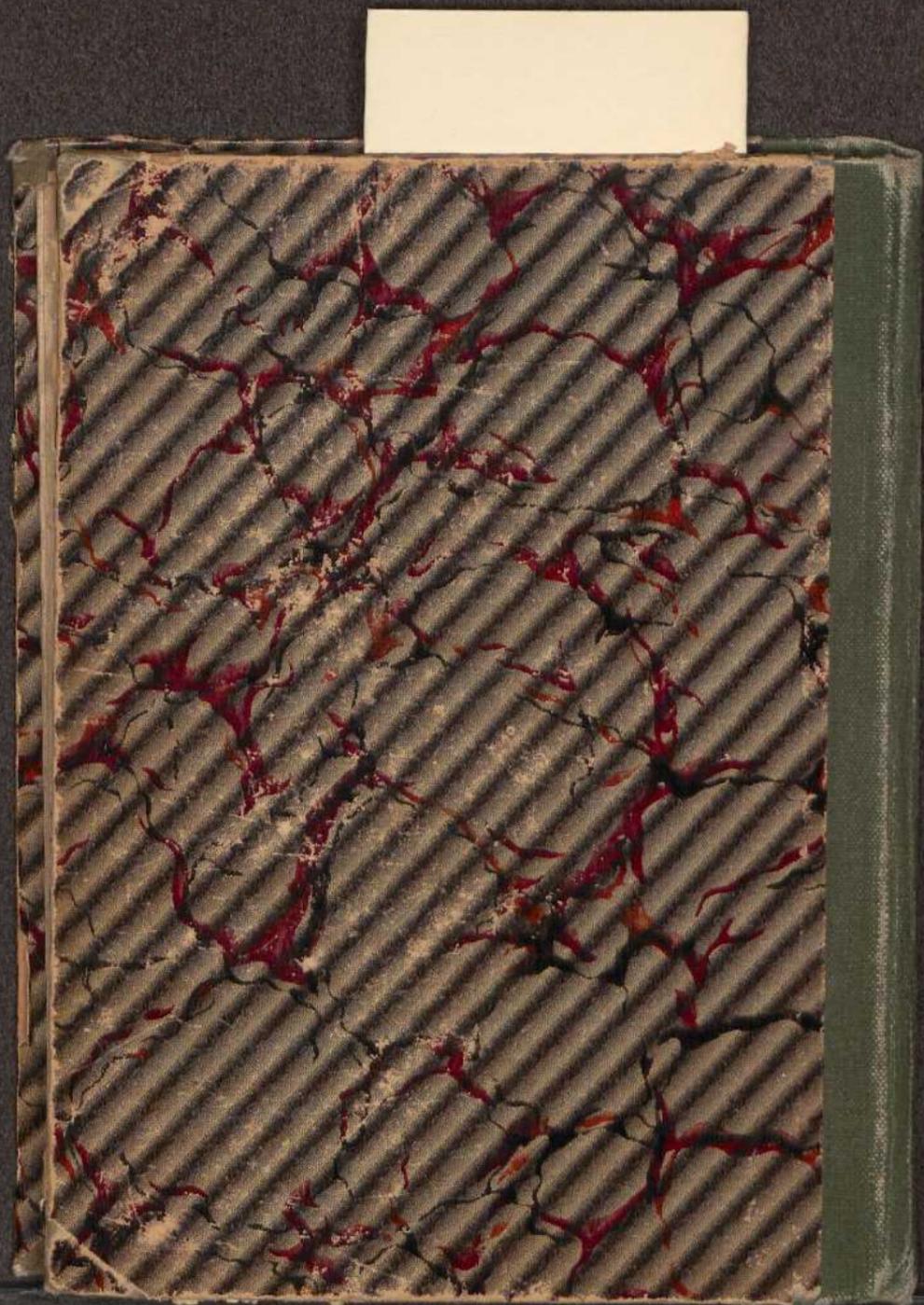
4-675

H/S 456 150

Internationale Jugendbibliothek



047002084327



Provident von Bern
20.6.05.

Das Leben
des
Feldmarschalls Derfflinger



Der deutschen Jugend und dem deutschen Volke
erzählt

von

W. D. von Horn.
(W. Dertel.)

Fünfte, mit der vierten von H. Oertel durchgesehenen
gleichlautende Auflage.

Mit vier Abbildungen.

Preis: hart. 50 Pf., in Bibl.-Band oder rot Kaliko geb. 75 Pf.



Altenburg,
Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung.
1899.

